

Bulletin

Kleine Fächer – Domaines niches

Interview: Kartierung der Kleinen Fächer

Ägyptologie

Judaistik

Japanologie

Indogermanistik

Theaterwissenschaft

Medizingeschichte



Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

Professor of Soft Materials

The Department of Materials at ETH Zurich (www.mat.ethz.ch) invites applications for a faculty position (on any professorial level) in the area of Soft Materials. Of particular interest are polymers, colloids, biological systems, composites, or other complex materials comprising a “soft” phase. The successful candidate should have a strong experimental background and have an interest in understanding the fundamental interaction mechanisms in such materials. His/her research interests should range from nanoscopic to macroscopic length scales, and should take into account aspects of sustainability in the development of new materials. Industry experience would be an advantage.

It is expected that close collaborative relationships with other members of the Department will be established and that the candidate will teach both students of Materials Science at all levels and offer specialized courses for students of other disciplines (e.g. Physics, Chemistry, or Engineering). Undergraduate courses are taught in German or English, Master»s degree courses are taught in English.

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch. Your application should include your curriculum vitae and a list of publications. The letter of application should be addressed to the **President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler**. **The closing date for applications is 30 April 2012**. ETH Zurich is an equal opportunity and affirmative action employer. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply. ETH Zurich is also responsive to the needs of dual-career couples and is a family-friendly employer.



Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

Professor of Applied Mathematics

The Department of Mathematics (www.math.ethz.ch) at ETH Zurich invites applications for a position in Applied Mathematics at the Full or Associate Professor level. The vacant position is within the Seminar for Applied Mathematics, SAM (www.sam.math.ethz.ch).

The successful candidate's mathematical results should have received wide international recognition. His or her results should be landmark contributions to mathematical modelling and/or efficient numerical simulation in engineering and the sciences. A strong algorithmic and computational component in his/her mathematical research is expected. The candidate should have demonstrated proficiency in conducting pioneering projects in applied mathematics. Together with other members of the Department, the new professor will be responsible for teaching undergraduate courses (German or English) and graduate courses (English) for students in Applied Mathematics and Computational Science and Engineering (CSE).

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch. Your application should include your curriculum vitae and a list of publications. The letter of application should be addressed to the **President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler**. **The closing date for applications is 31 July 2012**. ETH Zurich is an equal opportunity and affirmative action employer. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply. ETH Zurich is further responsive to the needs of dual career couples and qualifies as a family friendly employer.

Inhaltsverzeichnis – Table des matières

Editorial	2
<hr style="border: 1px solid black;"/>	
Kleine Fächer – Domaines niches	
«Kartierung der Kleinen Fächer»	4
Ein Forschungsprojekt an der Universität Potsdam Interview mit Dr. Katrin Berwanger	
Ägyptologie	8
Antonio Loprieno	
Judaistik	16
Verena Lenzen	
Japanologie	20
Raji C. Steineck	
Indogermanistik	28
Karin Stüber	
Das Theaterspiel und seine Wissenschaft	37
Andreas Kotte	
Medizingeschichte – Geschichte in der Medizin	46
Hubert Steinke	
<hr style="border: 1px solid black;"/>	
Verbandskooperation im Hochschulwesen	52
<hr style="border: 1px solid black;"/>	
Jahresberichte der Hochschulen / Rapports annuels des Hautes Ecoles	53
<hr style="border: 1px solid black;"/>	
Stellenangebote/Postes à pourvoir	ii, iii, 7

Editorial

Klein, aber fein

Die Chance der « Kleinen Fächer » an den Universitäten

Wolfgang Lienemann*

*Oh, it's lonely at the top
(Randy Newman)*



Früher sprach man von « Orchideenfächern ». Die Orchideen, immerhin eine keineswegs kleine Pflanzenfamilie mit mehr als 1'000 Gattungen und wohl 30'000 Arten, sind überaus vielfältig und, abgesehen von der Antarktis, weit verbreitet. Die ältesten Beschreibungen ihrer Schönheit und ihres Duftes stammen aus China. Konfuzius hat sie ebenso gerühmt wie Theophrast von Lesbos. Als Dekoration, Heilmittel und Aphrodisiakum waren und sind sie überaus geschätzt. Wegen ihrer vermeintlichen Seltenheit und häufigen Verborgenheit wurden sie immer wieder als Symbol für etwas besonders Schönes und Exklusives aufgerufen. In der Rede von den « kleinen Fächern »¹ an Universitäten als Orchideenfächern schwingt dies alles mit, bisweilen auch ein wenig Spott im Blick auf die Berufschancen, die ein derartiges Studium zu bieten scheint.

In diesem Heft wird exemplarisch über sechs kleine Fächer aus den Geisteswissenschaften berichtet: Ägyptologie, Judaistik, Japanologie, Indogermanistik, Theaterwissenschaft und Medizingeschichte. Dazu informiert ein Interview über ein Forschungsprojekt zu den kleinen Fächern an der Universität Potsdam. Kleine Fächer finden oft nicht die Beachtung, die ihnen aufgrund ihres besonderen Profils, ihres Auftrages und ihres Beitrages zur Gesamtaufgabe einer modernen Universität oder Fachhochschule gebührt. Dabei sind sie oft Orte überaus anregender, bisweilen kühner Innovationen, unverzichtbar für das historische Gedächtnis, Pilot-Institutionen zur Erkundung neuer Fragestellungen und zur Revision eingeschliffener Routinen, praktisch immer in interdisziplinäre Zusammenhänge eingebettet, oft voller Neugier und unverhoffter Ausblicke. Manche, aber nicht alle, bieten eigene Studiengänge an. Für einige sind die Bologna-Reformen eine grosse Chance, manchmal vielleicht auch eine Bedrohung. Ähnlich den Orchideen haben sie alle ihren eigenen Charme und ihr besonderes Flair. Die Leserinnen und Leser werden merken: in diesem Heft wird nicht lamentiert über die Kleinheit, sondern versucht, die Schönheit, den Reichtum und die vielfältigen Perspektiven der kleinen Fächer herauszustellen. Die Autorinnen und

Autoren laden dazu ein, diese faszinierende Welt der Wissenschaft jenseits des mainstream näher kennen zu lernen.

Weitere Beispiele kleiner Fächer wie etwa die Afrikanistik, Assyriologie, Vorderasiatische Archäologie, Byzantinistik, Diakoniewissenschaft, Filmwissenschaft, Papyrologie, Religionswissenschaft, Slawistik, Sonderpädagogik und etliche andere können leicht ergänzt werden. Sie alle zeichnen sich u.a. dadurch aus, dass sie in der Regel nur über einen sehr kleinen Lehrkörper verfügen, bisweilen relativ kleine Zahlen von Studierenden (im Hauptfach) haben – was umgekehrt natürlich günstige « Betreuungsverhältnisse » ermöglicht –, oft im Verbund mit anderen Fächern ihre Studiengänge auch als Nebenfach anbieten und insgesamt finanziell sehr bescheiden ausgestattet sind. In vergleichbarer Weise scheinen kleine Fächer in den Natur- und Sozialwissenschaften nicht hervorstechen, obwohl es sie dort auch gibt.

Dass die kleinen Fächer in besonderer Weise der Aufmerksamkeit der institutionellen Forschungsorganisation und -förderung bedürfen, ist seit langem bekannt. Im Schlussbericht einer vom Bundesamt für Bildung und Wissenschaft (BBW) eingesetzten Arbeitsgruppe mit dem Titel « Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften » aus dem Jahr 2002 heisst es dazu u.a.:

« Die Notwendigkeit der < kleinen Fächer >

Neben stark frequentierten Fächern gibt es in den Geisteswissenschaften eine Reihe von Disziplinen, die nicht selten nur wenige Hauptfachstudierende aufweisen. Diese sogenannten < kleinen Fächer > tragen wesentlich zum intellektuellen Reichtum Philosophischer Fakultäten bei und erfüllen unter verschiedenen Aspekten wichtige Aufgaben. Da für die geistes- und sozialwissenschaftlichen Studien eine breite Palette von Fächerkombinationsmöglichkeiten unerlässlich ist, wäre es verhängnisvoll, die < kleinen Fächer > zu reduzieren. Diese müssen erhalten werden; dadurch werden interdisziplinäres Studieren und der Erwerb von breit gefächertem Allgemeinwissen erleichtert – zwei zentrale Zielsetzungen einer geisteswissenschaftlichen Ausbildung. Darüber hinaus ist zu beachten, dass diese sogenannten < kleinen Fächer > den Zugang zu anderen Kulturen sowohl diachron wie synchron ermöglichen, ein Anliegen, das im Zeitalter des weltweiten Dialogs der Kulturen zunehmend an Bedeutung gewinnt. Gemessen an der Zahl der Studierenden sind etwa die Islamwissenschaften, die Asienwissenschaften, die Slawistik oder die Afrikastudien < kleinen Fächer >. Die

¹ Die Terminologie scheint uneinheitlich zu sein. Im Englischen spricht man von « small subjects » oder « small courses », für das Französische verwies man mich auf « matières secondaires ».

Bedeutung dieser Bereiche auch für unser Land braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Nicht weniger wichtig ist aber auch die Präsenz von Fächern wie der klassischen und orientalischen Altertumswissenschaften an unseren geisteswissenschaftlichen Fakultäten, die sich mit jenen Kulturen befassen, die längst historisch geworden sind, die aber unter den verschiedensten Aspekten unsere geistigen und kulturellen Traditionen entscheidend mitgeformt haben.

Die Arbeitsgruppe erachtet es als unerlässlich, dass die «kleinen Fächer» über die ausreichende Sicherung einer Grundausrüstung verfügen, damit sie als Einzelwissenschaften erhalten bleiben. Es wäre verhängnisvoll, wenn diese Fächer unter dem Aspekt einer interfakultären Optimierung der Betreuungsverhältnisse geopfert würden. Die Präsenz solcher Lehrstühle an einer Universität mag zwar auf den ersten Blick wenig effizient erscheinen, eine Zentralisierung dieser Fächer würde aber die gewünschte Interdisziplinarität einschränken und zu einer Gettoisierung führen. Jedoch erachtet es die Arbeitsgruppe für unerlässlich, dass «kleinen Fächer» nach Möglichkeit vermehrt interuniversitär kooperieren, da sie vielfach nur durch eine enge Vernetzung des Angebotes auf gesamtschweizerischer Ebene jene kritische Grösse erreichen, die für eine qualitativ hochstehende Ausbildung und für erfolgreiches Forschen notwendig ist.» (Schriftenreihe BBW 2002, 2d)

Der Bericht empfiehlt folgerichtig: «Die Universitätsleitungen, die Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten sowie die Schweizerische Universitätskonferenz werden aufgefordert, für die sogenannten «kleinen Fächer» eine spezifische Förderungsstrategie zu entwickeln.» Dies scheint bis heute allerdings nicht verwirklicht worden zu sein. Ja, es scheinen nicht einmal hinreichend genaue Daten zur Entwicklung und Lage der kleinen Fächer in der Schweiz zu existieren, wie Anfragen bei der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS), dem BBW und der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) ergeben haben. Lediglich das Bundesamt für Statistik verfügt über Datensätze, die aber ebenfalls noch kein hinreichend klares und genaues Bild ergeben.²

Die Frage, wie klein ein kleines Fach überhaupt sein darf, um als solches anerkannt zu werden und sich einer gewissen Autonomie zu erfreuen, lässt sich nicht allgemein beantworten. Ob es klug ist, kleine Fächer in grösseren Studiengängen aufgehen zu lassen, wie etwa die Ägyptologie in einem Verbund mit altorien-

talischen Disziplinen, und dabei in Kauf zu nehmen, dass beispielsweise die fachspezifischen Anforderungen des Studiums der entsprechenden Sprachen ermässigt werden, ist schwer zu sagen. Ich vermute, dass die Leucht- und Anziehungskraft der kleinen Fächer insgesamt vor allem von der Leidenschaft und Energie abhängt, mit denen ihre führenden Vertreterinnen und Vertreter sie in der Universität und weit darüber hinaus repräsentieren.

Die Beiträge in diesem Heft machen beispielhaft deutlich, dass und wie weit die kleinen Fächer derartigen Herausforderungen begegnen. In Deutschland gibt es seit einigen Jahren an der Universität Potsdam eine «Arbeitsstelle Kleine Fächer». Deren Untersuchungen haben u.a. gezeigt, dass diese Fächer stark international ausgerichtet sind, dass sie in der Lage sind, traditionelle eurozentrische Perspektiven aufzubrechen, und dass sie vielfache methodische Anregungen durch Nachbardisziplinen erfahren wie sie ihrerseits zu theoretischen Innovationen beitragen und nicht zuletzt eine interessierte Öffentlichkeit zu erreichen vermögen. Allerdings brauchen sie – als kleine Institute oder sogar Eine-Person-Professuren – die Unterstützung von Seiten der «grossen» Fächer, Fachbereiche oder Fakultäten, eine angemessene Stellung in den Curricula und die Sicherung ihrer materiellen Ausstattung. Es ist, wie die Rektoren der Schweizer Universitäten schon vor Jahren feststellten, wichtig, sie in ein attraktives, interdisziplinäres Umfeld einzubetten, vernünftige Betreuungsverhältnisse sowie hinreichend unterschiedliche Professuren im jeweiligen Fach zu sichern und nationale und internationale Kooperationen weiter zu entwickeln und zu fördern.

Im Blick auf die Möglichkeiten staatlicher Forschungsförderung scheinen die kleinen Fächer insofern ein Handicap zu haben, als sie nur in gewissen Grenzen in der Lage sind, größere Projekte zu entwickeln und die derzeit viel erörterte, aber nur schwer auszuweisende «Employability» zu garantieren. Rein an kurzfristigen und meist vordergründigen gesellschaftlichen und betriebswirtschaftlichen Nützlichkeitsabwägungen gemessen, sind die kleinen Fächer überflüssig. Im Blick auf die kulturelle und moralische Orientierung und kritische Selbstaufklärung einer Gesellschaft, für das Verständnis «fremder» Kulturen und Geschichten und im Interesse einer durchaus zweckfreien Bildung freier Menschen sind sie hingegen unverzichtbar – fein und reich zugleich. ■

² So findet man zwar Angaben über das Personal der universitären Hochschulen nach Personalkategorie, Fachbereichsgruppe und Fachrichtung, aber diese dürfen aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht nach Hochschulen aufgeschlüsselt werden, sondern gelten nur für die Gesamtschweiz. Für die Zahlen der Studierenden siehe die Angaben des vom Bundesamt für Statistik geführten Schweizerischen Hochschulinformationssystems (SHIS), das im Internet sog. Datenwürfel anbietet; siehe: http://www.pxweb.bfs.admin.ch/Dialog/varval.asp?ma=px-d-15-2D03&path=../Database/German_15%20-%20Bildung%20und%20Wissenschaft/15.2%20-%20Bildungswesen/&lang=1&prod=15&openChild=true&secprod=2 (22.03.2012).

« Kartierung der Kleinen Fächer » Ein Forschungsprojekt an der Universität Potsdam

Interview mit Dr. Katrin Berwanger *

An der Universität Potsdam wird in der « Arbeitsstelle Kleine Fächer » deren Entwicklung seit 1987 untersucht. Wir sprachen mit der Projektkoordinatorin Dr. Katrin Berwanger.

Weitere Informationen: www.kleinefaecher.de.

Die Fragen stellte Wolfgang Lienemann.

Was waren die wichtigsten Anlässe, Untersuchungen zur Entwicklung, Struktur und universitären Verankerung der « kleinen Fächer » vorzunehmen?

Die Arbeitsstelle Kleine Fächer wurde 2005 von dem Russisten Prof. Dr. Norbert Franz und auf Initiative des deutschen Philosophischen Fakultätentages an der Universität Potsdam gegründet. Anlass für die Kartierung waren die umfangreichen Professurenstreichungen an den deutschen Universitäten seit Beginn der 1990er Jahre bis zur Mitte des vergangenen Jahrzehnts. Damals wurde befürchtet, dass die kleinen Fächer, insbesondere die kleinen Geisteswissenschaften, wegen ihrer niedrigen Studierendenzahlen und geringen Personalkapazitäten im besonderen Masse von den Streichungen betroffen seien. Der Bologna-Prozess galt als eine weitere Belastungsprobe für den Bestand der kleinen Fächer.

Das Projekt « Kleine Fächer » wird von der deutschen Hochschulrektorenkonferenz (HRK) finanziell gefördert. Was erwartet die HRK von den Ergebnissen? Sind auch die DFG und anderen Einrichtungen der Forschungsförderung beteiligt?

Das stimmt so nicht. Die HRK ist der Auftraggeber des Projekts, alleiniger Förderer ist das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). Die HRK und das BMBF erwarteten von dem Projekt eine breite empirische Grundlage für die hochschulpolitische Diskussion, die über die kleinen Fächer auch in den Medien lebhaft geführt wurde. Dokumentiert werden sollten vor allem die diachrone Entwicklung des Professurenbestands der kleinen Fächer seit 1987 und die Konsequenzen der Bologna-Reform in der Lehre. Ziel der Kartierung war es auch, einen Überblick über die Vielfalt der kleinen Fächer als ein besonders wertvolles Merkmal der deutschen Universitätslandschaft zu schaffen.

Sie haben eine « Kartierung » der « Kleinen Fächer » erarbeitet. Erläutern Sie bitte anhand eines Faches, was Sie unter « Kartierung » verstehen.

Nach dem Vorbild der ersten Kartierung kleiner Fächer des Deutschen Hochschulverbands von 1974/75 wurden z.B. für das Fach Japanologie alle Institute bzw. Lehrstühle erhoben und auf Deutschlandkarten abgebildet. Da in Deutschland die Hochschulen unter die Zuständigkeit der Bundesländer fallen, sind die Fachstandorte auch den einzelnen Bundesländern zugeordnet. Die Karten informieren über gestrichene Standorte und über die Entwicklung der Professurenzahlen zu den vier gewählten Zeitscheiben der Jahre 1987, 1997, 2007 und 2011. Für das Fach Japanologie finden sich folgende weitere Daten in der Kartierung: alle Studienangebote nach der Bologna-Reform, sowohl eigene Studiengänge als auch Beteiligungen an Verbund-Studiengängen; Informationen zu den Forschungsinfrastrukturen wie Bibliotheken, Archive (z.B. zur japanischen Filmgeschichte an der Berliner Humboldt-Universität oder die Heidelberger Sondersammlungen zu Hiroshima und Nagasaki). Lokale Forschungszentren und die Kooperationen der Japanologen mit deutschen und japanischen wissenschaftlichen Einrichtungen werden ebenfalls erhoben.

Wie hat sich die Einführung der BA/MA-Strukturen für die « Kleinen Fächer » ausgewirkt? Wurden schon Konsequenzen gezogen?

* Universität Potsdam, Arbeitsstelle Kleine Fächer,
Am Neuen Palais 10, D-14469 Potsdam, Deutschland.

E-Mail: katrin.berwanger@uni-potsdam.de
Web: www.kleinefaecher.de

Katrin Berwanger, Dr. phil., Slavistin, ist Projektkoordinatorin der Potsdamer Arbeitsstelle « Kleine Fächer ». Studium der Fächer Slavistik, Politikwissenschaft, Germanistik und Kommunikationsmanagement in Saarbrücken, Prag, München und Berlin.
Bis 2008 Wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Westslavische Literaturen und Kulturen an der Universität Potsdam.

Einschlägige Publikationen: Literaturwissenschaft als Königsdisziplin der Kulturwissenschaften? Ausschnitte aus der jüngeren Diskussion zur Bedeutung eines umstrittenen Faches, in: Bulletin der Deutschen Slavistik. Organ des Verbandes der Hochschullehrer für Slavistik, Nr. 11, 2005, S. 7-13). http://kodeks.uni-bamberg.de/vhs/Bulletins/Bulletin_05.pdf; (zus. mit Norbert P. Franz) « Die deutsche Slavistik im Bologna-Prozess », in: Bulletin der Deutschen Slavistik. Organ des Verbandes der Hochschullehrer für Slavistik, Jg. 15, 2009, S. 72-76 (+ Anhang S. 1-8). http://kodeks.uni-bamberg.de/VHS/Bulletins/Bulletin_2009.pdf; Impulse für die Germanistik? Lehramt und wissenschaftliche Nachwuchsausbildung in den kleinen Geisteswissenschaften, in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2012 (im Druck).

Die Fächer sind im Bachelor- und Masterstudium mit deutlich weniger eigenen Studiengängen vertreten als noch im Magister- und Diplomstudium. Grund sind die in der Regel sehr knappen Lehrkapazitäten und niedrigen Studierendenzahlen. Diese «Schwächen» bestanden bereits davor, wurden jedoch in der Bologna-Reform im besonderen Masse sichtbar. In der Konsequenz haben sich bundesweit auch in den Geisteswissenschaften die zuvor überwiegend in den Natur- und Ingenieurwissenschaften verbreiteten Verbund-Studiengänge (wie z.B. Geowissenschaften oder Rohstoffwissenschaften) etabliert. So bieten heute etwa die Altphilologien ihre Lehre an mehreren Universitäten unter einem gemeinsamen Dach mit den Archäologien an (z.B. in den Studiengängen B.A. «Antike Kulturen» oder «Alte Welt»).

In einigen Fachgruppen wandelt sich das Studienprofil grundlegend. Das traditionelle geowissenschaftliche Fach Mineralogie entwickelt sich in der Lehre von einem eigenen Diplomfach zu einer Teildisziplin der Geowissenschaften. Die kleinen Geschichtswissenschaften wie die Osteuropäische Geschichte hören als eigenständige Studienfächer nahezu auf zu existieren und bestehen vor allem unter dem Dach der Mutterdisziplin Geschichte weiter. Trendfächer wie die Bioinformatik oder die Gender Studies emanzipieren sich wiederum bestärkt durch den Bologna-Prozess aus ihrem Status als Teilgebiete der Informatik bzw. Soziologie bundesweit zu eigenständigen Studienfächern.

Als Konsequenz aus der schwindenden Sichtbarkeit der kleinen Fächer im Studienangebot der Universitäten reagieren einzelne Hochschulen und Länder bereits mit Gegenmassnahmen. An den Universitäten Hamburg und Tübingen werden z.B. auf den zentralen Studiengangseiten der Homepages die kleinen Fächer auch dann aufgelistet, wenn sie keine eigenen Studiengänge mehr anbieten, und auf ihre Beteiligung in den Verbund-Studiengängen hingewiesen. Das Land Nordrhein-Westfalen und die Universität Bonn haben in ihrer jüngsten Zielvereinbarung festgehalten, dass die kleinen Fächer in der Studienstruktur wieder sichtbarer gemacht werden sollen.

Nicht jedes «Fach» bietet auch einen eigenen Studiengang an. Etliche «Kleine Fächer» können oft nur als Nebenfach studiert werden. Was folgt daraus für die Entwicklungsperspektiven der Fächer?

Der Wandel der Studienstrukturen hat auch Folgen für die inhaltlichen Fachprofile, die sich insbesondere in den Verbund-Studiengängen langfristig dem interdisziplinären Umfeld anpassen und dadurch verändern. Für den Bestand der Professuren birgt dies auch Risiken. Wenn etwa das Fach Byzantinistik nur noch als Teilgebiet in einem Studiengang Geschichte angeboten wird und dort auf Griechisch

als Fachsprache verzichtet werden muss, geht die Fachidentität verloren. Neue interdisziplinäre Lehrumfelder werden aber auch für einige Fächer zur Chance für eine Neupositionierung. So fügt sich z.B. das bis vor wenigen Jahren noch im Abbau befindende Fach Altorientalistik, das die Keilschriftkulturen des Vorderen Orients zum Gegenstand hat, mit Erfolg in die neuen altertumswissenschaftlichen und orientwissenschaftlichen Fächer ein. Fächer, die bereits vor der Reform in der Forschung intensiv kooperierten, nutzen die neuen Studiengänge dazu, diese bewährten Kooperationen auch in der Lehre zu institutionalisieren, wie z.B. die Archäologien und ihre naturwissenschaftlichen Partnerdisziplinen. Aus diesen Kooperationen entstehen auch neue Spezialgebiete mit eigenen Studiengängen, wie z.B. die Geoarchäologie oder die Archäometrie.

Was sind Ihre wichtigsten bisherigen Erkenntnisse im Projekt?

Die Professurenzahlen der kleinen Fächer als Gesamtgruppe sind seit 1997 nahezu gleich geblieben. Zwischen den Fachgruppen und Einzel-fächern ist es jedoch zu starken Verschiebungen gekommen. Klar im Abbau sind die Altphilologien und die traditionellen Geowissenschaften wie Mineralogie und Paläontologie. Stark zugelegt haben die Lebenswissenschaften Bioinformatik und Biophysik, die Medieninformatik und die Gender Studies. Die Religionswissenschaft, Judaistik und Islamwissenschaft befinden sich ebenfalls im Ausbau. Regionalwissenschaftlich ausgerichtete Studiengänge lösen philologische Studienprofile ab, z.B. wird die klassische Indologie mit dem Schwerpunkt auf Sanskrit-Quellen abgebaut zugunsten von Südasien-Studien. Innerhalb der regionenspezifischen Fächer kommt es ebenfalls zu Verschiebungen: die Osteuropa-Fächer verlieren kontinuierlich an Bestand, während die Fächer mit Ostasien-Bezug im Wachsen sind. Die Fächergruppe, die zur Region des Nahen und Mittleren Ostens forscht, befindet sich zwar seit dem 11. September 2001 im Ausbau, konnte jedoch die starken Verluste bei den davor erfolgten Streichungen in der Arabistik und Islamwissenschaft noch nicht ausgleichen.

Unter den gestiegenen Anforderungen des inner-universitären Wettbewerbs wird die Kooperation in grösseren Strukturen zum Zauberwort für die Selbstbehauptung. Die kleinen Fächer kooperieren und vernetzen sich auf beeindruckende Weise und beweisen dadurch vielerorts eine nachhaltige Anpassung an die Reformen. Dieses Potenzial nutzen mittlerweile auch einige Universitäten zum Aufbau von Profilschwerpunkten, wie etwa die Universität Heidelberg, die in einem ihrer vier grossen Profilschwerpunkte auch die Rolle der altertums- und

orientwissenschaftlichen Fachgebiete herausstellt; oder die Freie Universität Berlin, die mit tragender Unterstützung vieler kleiner Fächer ein Zukunftskonzept als «Internationale Netzwerkuniversität» entwickelt hat. Die umstrittene Praxis der Fächerkonzentrationen und Zentrenbildung wird übrigens von vielen Fachvertretern weniger kritisch gesehen als vermutet werden konnte.

Welche Empfehlungen können Sie machen – a) für die Vertreter der «Kleinen Fächer», b) für die Hochschulen und Fakultäten, c) für die Institutionen der Forschungsförderung?

Konkrete Empfehlungen gehören nicht zur Projektaufgabe, aus Sicht der Untersuchungen könnten jedoch einige Anregungen genannt werden.

a) Die Mehrzahl der kleinen Fächer hat ihren Fachgegenstand im Ausland und ist international vorzüglich vernetzt. Internationale Studiengänge gibt es jedoch erst relativ wenige, obwohl solche Kooperationen dazu beitragen könnten, die Fächer in ihren knappen Lehrkapazitäten zu entlasten. Hier besteht noch viel Raum zur Internationalisierung der Lehre.

b) Wünschenswert wäre, wenn die Hochschulen und Fakultäten das hohe Internationalisierungspotenzial der kleinen Fächer stärker wahrnehmen würden. Die Diversität der kleinen Fächer könnte noch mehr als ein wichtiges Kapital der Hochschulstandorte anerkannt werden; denn es ist gerade diese Vielfalt, die eine mehrschichtige Interdisziplinarität als wesentliche Voraussetzung von weitreichenden Wissensinnovationen ermöglicht.

c) Kleine Fächer forschen oftmals zu Grundlagen- und Spezialgebieten der Wissenschaften, die nicht immer im Mainstream liegen oder keinen direkten Anwendungsbezug haben, durch die sie aber oftmals nachhaltige Wissensressourcen bereithalten. Solchen Forschungsprojekten wäre eine bessere Förderung zu wünschen.

Sie haben im Dezember 2011 eine Veranstaltung gemacht, in der auch Erfahrungen in Europa und den USA mit den «Kleinen Fächern» behandelt wurden. Welches sind die wichtigsten Unterschiede zwischen der Situation in Deutschland und in den anderen vertretenen Ländern?

Die meisten Unterschiede wurden zwischen den amerikanischen und den deutschen Hochschulen gesehen. Für die amerikanische Hochschullehre stellte der Archäologe Prof. Reinhard Bernbeck von der Freien Universität Berlin heraus, dass ihr besonderes Potenzial in der Vermittlung von methodischem, generativem Wissen liegt, das es den Studierenden erlaubt, sich selbständig in andere Wissensbereiche einzuarbeiten. Dagegen fokussiert sich die deutsche Hochschulausbildung stärker auf detaillierte Sach-

kompetenzen, die amerikanischen Studierenden wiederum oftmals fehlten.

Prof. Hans-Ulrich Gumbrecht von der Stanford-Universität, der das Impulsreferat gehalten hatte, unterstrich die besonderen Chancen der kleinen Fächer an den amerikanischen Colleges. Dort geniesst der besondere Bildungsbeitrag der kleinen Fächer einen hohen Stellenwert, weil in den Colleges eine breite und solide Allgemeinbildung vermittelt werden soll. Allerdings zeige sich in den USA der Trend, dass viele junge College-Studenten eher mehr Berufsqualifizierung als Bildung erfahren möchten.

Haben Sie auch die Lage in der Schweiz mit berücksichtigt? Dafür spricht nicht zuletzt, dass «Kleine Fächer» in der Schweiz leicht von Deutschland aus studiert werden können (und umgekehrt).

Nein, eine Übersicht über die Standorte kleiner Fächer in der Schweiz und anderen europäischen Ländern wäre jedoch sowohl für Studierende als auch Forschende eine wichtige Grundlage für den länderübergreifenden Austausch.

Haben Sie auch Untersuchungen gemacht oder in Auftrag gegeben, die die «Kleinen Fächer» innerhalb einer Fakultät betreffen (oft lediglich fakultative Lehrveranstaltungen), wie z.B. die Rechtsgeschichte oder das Kirchenrecht in der Rechtswissenschaft, die Medizingeschichte in der medizinischen Fakultät, die Missionswissenschaft in der Theologie usw.?

Nein, diese Fächer haben wir nicht berücksichtigt, weil sie in ihren Mutterdisziplinen und eigenen Fakultäten in anderen Wettbewerbssituationen stehen als die vielen unterschiedlichen Fächer der Philosophischen Fakultäten.

«Kleine Fächer» haben nach meiner Erfahrung oft ein grosses Innovationspotential – was sind Ihre Beobachtungen? Wie können die «Kleinen Fächer» am besten mit diesem «Pfunde wuchern»?

Kleine Fächer tragen wesentlich zum Aufbrechen der immer noch vorherrschenden westlichen und eurozentrischen Kulturparadigmata an den Universitäten bei. Eines der wichtigsten Innovationspotenziale, das die kleinen Geisteswissenschaften den Hochschulen bieten können, sind ihre hohen internationalen Kompetenzen, insbesondere zu den aussereuropäischen Kulturkreisen; man denke nur einmal an die bahnbrechende Rolle des Heidelberger Ägyptologen Jan Assmann für die internationalen Kultur- und Sozialwissenschaften.

«Klein» wird ein Fach auch und besonders dann, wenn a) der Nachwuchs ausbleibt oder b) ein «Kleines Fach» beim Kampf um knappe Mittel den Kürzeren zieht. Was empfehlen Sie als Gegenstrategien?

Die Vernetzung mit kleinen Nachbarwissenschaften und mit ausseruniversitären Forschungseinrichtungen oder forschungsnahen Einrichtungen in der Region (z.B. Museen) trägt in vielen Fällen dazu bei, dass zuvor noch vereinzelte kleine Fächer mittlerweile in solchen Kooperationen unverzichtbar sind und einen gewissen Schutz gegenüber Mittelkürzungen geniessen.

Neuere Studien zeigen, dass Studierende von einem Hochschulstudium immer auch die Vermittlung hochwertigen, innovativen Wissens erwarten. Kleine Fächer könnten aus ihrer strukturellen «Schwäche» der niedrigen Studierendenzahlen noch mehr Kapital schlagen, indem sie in ihren kleinen Seminaren und Lerngruppen stärker auf forschungsnaher Lehre und individuell betreute wissenschaftliche Praxisprojekte setzen.

Hand auf's Herz: Welche «Kleinen Fächer» wird es in 20 Jahren Ihrer Meinung nach nicht mehr geben?

Hier sollte kein Fach totgesagt werden. Die Untersuchungen zeigen auch, dass gerade die am ärgsten vom Abbau gebeutelten Fächer an einzelnen Standorten dank inhaltlicher Neuausrichtungen wieder zu wichtigen Partnern grosser Fächer werden, wie z.B. die Paläontologie auf dem Feld der Klima- und Ressourcenforschung. Wenn die Kartierung aber eine rote Alarmleuchte hätte, würde ich sie aus heutiger Sicht am ehesten bei Fächern wie Albanologie, Christlicher Orient, Mongolistik, Semitistik oder Sexualwissenschaft platzieren. ■



Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

Professor of Animal Physiology

The Institute of Agricultural Sciences (www.ias.ethz.ch) of the Department of Environmental Systems Science (www.usys.ethz.ch) at ETH Zurich invites applications for a Professorship in Animal Physiology. The new Professor will be responsible for developing a leading research and teaching program in physiology of livestock species oriented around understanding metabolic function and control mechanisms. The approach should be integrative, encompassing genetic, molecular, cellular and organismal levels with a goal of improving the efficiency of nutrient utilisation.

The Professorship's primary research topics might include: characterizing interactions among metabolic pathways and the underlying mechanisms (metabolomics concept) as well as their regulation by genetic and environmental factors; exploring metabolic adaptive capabilities and limitations, stress responses and coping mechanisms that affect adaptation of high genetic merit animals as well as animals exposed to harsh environments, including different climate change scenarios; relating metabolic processes to the regulation of energy and protein utilization as well as metabolic partitioning (including research in energy homeostasis).

Following the World Food System focus of the Department, the Professorship is expected to express a global view of the problems coming along with food scarcity and climate change and to help in developing solutions. The new Professor will be able to hire several staff and will have access to state of the art experimental and analytical equipment. She or he will be expected to teach undergraduate level courses (in German or English) and graduate level courses (in English) covering both basic and advanced Animal Physiology.

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch. Your application should include your curriculum vitae, a list of publications, and a statement of your research and teaching interests. The letter of application should be addressed **to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler. The closing date for applications is 30 April 2012.** ETH Zurich is an equal opportunity and affirmative action employer. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply. ETH Zurich is further responsive to the needs of dual career couples and qualifies as a family friendly employer.

Ägyptologie

Antonio Loprieno*

Die Geburt der wissenschaftlichen Erforschung der altägyptischen Hochkultur wird traditionell auf die Entzifferung der Hieroglyphenschrift zurückgeführt. Im Jahre 1824 gelang dem französischen Gelehrten Jean-François Champollion (*Précis du système hiéroglyphique*) der Durchbruch, als er den primär lautlichen – und nicht, wie seit der Spätantike traditionell angenommen, semantischen – Charakter dieser Schrift erkannte. Durch den wieder gewonnenen, direkten Zugang zu den altägyptischen Quellen etablierte sich die Ägyptologie im Laufe des XIX. Jahrhunderts als selbständige Disziplin an europäischen Universitäten und Akademien, wobei sie als eigene Fachrichtung in der Schweiz erst am Ende des Jahrhunderts Anerkennung erfuhr – anders als etwa in Frankreich (schon 1831 wurde Jean-François Champollion ein Lehrstuhl am Collège de France angetragen) oder Deutschland (1842 bekam Karl Richard Lepsius eine Professur an der Berliner Akademie der Wissenschaften), aber wie in England (1892 besetzte William Matthew Flinders Petrie den ersten Lehrstuhl für Ägyptologie am University College London).

Ägyptologie an Schweizer Institutionen

Die erste ägyptologische Professur der Schweiz wurde 1891 an der Universität Genf errichtet und bis 1914 von Edouard Naville innegehabt. Nach einem längeren Unterbruch wurde der Lehrstuhl wieder ab 1950

durch Charles Maystre, Robert Hari, Michel Valloggia und Philippe Collombert besetzt. In Genf bestand zwischen von 1964 bis 1997 auch die einzige Schweizer Professur für Koptologie, die Disziplin des christlichen Ägypten, die Rodolphe Kasser innehatte. Als weiteres wichtiges Zentrum der Schweizer Ägyptologie etablierte sich ab 1957 die Universität Basel mit Ursula Schweizer, der Siegfried Morenz, Erik Hornung, Antonio Loprieno und Susanne Bickel folgten. An der Universität Fribourg wurde 1891-1908 von Johann Jakob Hess und 1923-29 von Eugène Dévaud ein Lehrstuhl für Ägyptologie und Assyriologie besetzt, in dessen Kontext 1968-81 auch der Sprachwissenschaftler Werner Vycichl dozierte; seither werden in Fribourg Lehraufträge in Ägyptologie erteilt. An der Universität Neuchâtel wurde 1913-39 eine ägyptologische Professur von Gustave Jéquier besetzt. Nach der Tätigkeit von Johann Jakob Hess 1918-36 als Professor für orientalische Sprachen wurde die Ägyptologie an der Universität Zürich 1964-2000 von Peter Kaplony, nach dessen Pensionierung durch Lehraufträge vertreten.

Die in der Schweiz von Naville und Jéquier begründete ägyptische Archäologie wird gegenwärtig durch drei Institutionen betrieben: (a) das 1931 von Ludwig Borhardt gegründete, von einer privaten Stiftung getragene Schweizerische Institut für ägyptische Bau- und Altertumskunde (seit 1938 Herbert Rieke, Gerhard Haeny, Horst Jaritz, Cornelius von Pilgrim); (b) die Unité d'Égyptologie der Universität Genf (insbesondere von Michel Valloggia und Charles Bonnet); (c) das Ägyptologische Seminar der Universität Basel, dem in letzter Zeit die sensationelle Entdeckung einer ungestörten Bestattung (KV 64) im thebanischen Tal der Könige gelungen ist. Die grössten Sammlungen ägyptischer Kunst besitzen das Musée d'art et d'histoire in Genf und das Antikenmuseum in Basel. Mehrere akademische Vereine pflegen in der Schweiz die Nähe zu ägyptologischen Inhalten, etwa die Genfer Société d'Égyptologie, das Basler Forum für Ägyptologie sowie die Schweizerische Gesellschaft für Orientalische Altertumswissenschaft (SGOA).

Historische Ägyptophilie und akademische Ägyptologie

In der westlichen Kultur ist die Ägyptologie ein akademisch kleines, dennoch öffentlich sichtbares Fach. Zum Teil hängt der publizistische Erfolg der Ägyptologie mit der grossen Beliebtheit ägyptischer Ausstellung zusammen, wie etwa 2004 jene über Tutanchamun

* Rektor der Universität Basel, Petersgraben 35, 4003 Basel.

E-mail Sekretariat: nicole.mathys@unibas.ch

Antonio Loprieno, Dr. phil., ist seit 2000 Ordinarius für Ägyptologie an der Universität Basel, seit 2006 deren Rektor, zurzeit auch Präsident der Schweizerischen Rektorenkonferenz (CRUS) und der Schweizerischen Studienstiftung sowie Mitglied verschiedener Universitätsräte im In- und Ausland.

Studium der Ägyptologie, Sprachwissenschaft und Semiotik an der Universität Turin, 1977 Doktorat. 1984 Habilitation in Ägyptologie an der Universität Göttingen. Von 1983 bis 1989 Extraordinarius für Afroasiatische Sprachwissenschaft an der Universität Perugia, von 1989 bis 2000 Ordinarius für Ägyptologie und Chairman des Department of Near Eastern Languages and Cultures an der University of California, Los Angeles. Gastprofessuren an der Hebräischen Universität in Jerusalem, an der Ecole Pratique des Hautes Etudes in Paris sowie an der Universität Heidelberg. Antonio Loprieno ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, des Deutschen Archäologischen Instituts sowie weiterer nationaler und internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften. Seine Forschungsgebiete sind die ägyptische Sprache, Literatur und Kulturgeschichte in typologischer und vergleichender Perspektive.

mit 120 Objekten aus Kairo im Antikenmuseum Basel, die über 600'000 Besucher anzog. Die Gründe für die hohe öffentliche Präsenz dieses akademisch eher stiefmütterlich behandelten Fachgebietes sind in dessen historischer Entwicklung zu suchen. Die Ägyptologie als akademische Disziplin ist ein typisches Produkt der europäischen Aufklärung. Durch die Entzifferung der Hieroglyphenschrift konnte jene direkte Beziehung zum Alten Ägypten wiederhergestellt werden, die in der Spätantike durch den Verlust des Gebrauchs der Hieroglyphenschrift verloren gegangen war. Im Falle anderer Kulturen des Mittelmeerraumes ist hingegen der moderne Umgang mit dem Altertum das Ergebnis einer einigermassen konstanten historischen Rezeption: Die humanistische Vorstellung (oder Konstruktion, wie man heute zu sagen pflegt) des individuellen Menschen ging einher mit einer produktiven Auseinandersetzung mit der griechisch-römischen Antike, die vom Konzept des «Klassischen», d.h. des Nachahmenswerten geprägt war. Die Rezeption Griechenlands oder Roms ist also vom kulturellen Mythos der *Kontinuität*, die Rezeption Ägyptens von jenem des *Bruches* gekennzeichnet.

Paradoxerweise wurde dieser Bruch durch die Entstehung des wissenschaftlichen Diskurses um das Alte Ägypten erst recht vergegenwärtigt. Denn in den fünfzehn Jahrhunderten, in denen das eindruckliche Schrifttum des vorchristlichen Ägypten dem europäischen Auge verschlossen geblieben war, hatte sich ein anderer Zugang zur altägyptischen Kultur etabliert, den man mit Erik Hornung und Jan Assmann als «ägyptophil» – oder in seiner zugespitzten Variante als «ägyptomanisch» – bezeichnen kann. Von der klassischen Antike bis zur Frühen Neuzeit galt nämlich das Alte Ägypten als Ort des «Monumentalen», wobei diesem kulturellen Merkmal von Fall zu Fall positive oder auch negative Eigenschaften zugewiesen wurden: Urquell religiöser Weisheit (wie Schikaneders Sarastro) vs. Kerker sozialer Unterdrückung (wie das biblische «Haus der Sklaverei»); Brutstätte des mosaischen Monotheismus (als symbolische Religion der Weisen) vs. Ort heidnischer Zauberei (als magischer Aberglaube für die Kleingeistigen); architektonische Grösse (Pyramiden und Sphinxen) vs. menschenfeindliches Verhalten (Pharao als Quintessenz des bösen Königs). Horapollos im VI., Athanasius Kircher im XVII. oder Mozart im XVIII. Jahrhundert hatten ägyptische Erinnerungsspuren nicht mit *philologischen*, sondern mit *philosophischen* Augen als Träger einer höheren Form von Wissen gedeutet, der zwei konträre Eigenschaften – dunkle Verborgenheit und helle Klarheit – anhafteten.

Ägyptens Rezeption ist also in unserer modernen Kultur bipolar verortet. Auf der einen Seite haben wir eine zweihundert Jahre alte ägyptologische Disziplin,

auf der anderen Seite eine viel längere historische Enzyklopädie, die Europa seit zwei Jahrtausenden begleitet und die dualistisch verläuft: hier das Ägypten des Schönen und des Weisen, dort das Ägypten der Magie und des Betrugs. In den knapp zwei Jahrhunderten ägyptologischer Arbeit ist diese Dualität, welche dem historischen Vermächtnis der Ägyptophilie entspringt, zugleich ein Segen und eine Bürde gewesen. Denn auf einen Punkt gebracht lautet die ägyptologische, wissenschaftliche These: Über das Alte Ägypten wissen wir lediglich, was uns altägyptische Texte und Monumente erzählen bzw. belegen. Neben der ägyptologischen Lektüre lebt jedoch weiterhin auch die andere Form der Beschäftigung mit Ägypten, die nicht nur zeitlich älter, sondern für unsere Kultur auch bei weitem bedeutender ist. Diese Erinnerungsspur ist deshalb so erfolgreich, weil sie von zwei Säulen westlichen Denkens implizit untermauert wird. Sowohl klassische Autoren wie Plato oder Isokrates als auch biblische Texte wie Genesis oder Exodus legen ein zweideutiges Bild der ägyptischen Kultur an den Tag: schriftbesessen aber erstarrt, weise aber autokratisch, politisch mächtig aber moralisch dubios. Auch in unserer Zeit bleibt deshalb eine Wahrnehmung des Alten Ägypten bestehen, die nicht auf der Exegese einheimischen Materials, die das Monopol der Ägyptologen bleibt, sondern auf einer sinnstiftenden Rezeptionsgeschichte basiert. Diese Auslegung des ägyptischen Altertums wurde schon in den Anfängen der Ägyptologie bekämpft und systematisch ausgegliedert, was auch ein bestimmtes Selbstverständnis der Disziplin stiftete: Champollions strenges Urteil («*toutes ces aberrations, tous ces vains systèmes*») ist paradigmatisch für die ägyptologische Einstellung geblieben, welche die Welt von den Irrtümern der Ägyptophilie (oder gar der Ägyptomanie) zu befreien versucht. Auf der anderen Seite wurde sehr früh, etwa in der Form der Ausstellungen in Museen, eine Brücke zwischen der traditionellen und der wissenschaftlichen Wahrnehmung geschlagen. Schon bei der «Mutter aller ägyptischen Ausstellungen», der Präsentation der Grabanlage des Königs Sethos I. durch G. B. Belzoni in London (1821), war die implizite Erwartung nicht, den ägyptischen ästhetischen Sinn in seinen kulturellen Kontext einzubinden, sondern eine ästhetische Nachempfindung des westlichen Mythos Ägypten zu ermöglichen.

Diese zwei Zugänge zur altägyptischen Kultur, der ägyptophile und der ägyptologische, leben also weiterhin nebeneinander. Nicht einmal der naivste Vertreter der akademischen Ägyptologie könnte behaupten, hundertfünfzig Jahre wissenschaftlichen Umgangs mit ägyptischen Texten hätten das öffentliche Bild dieser alten Kultur entscheidend geprägt. Ganz im Gegenteil: Zwischen dem öffentlich wirksamen Bezug auf das Alte Ägypten, wie ihn etwa

der Erfolg ägyptischer Ausstellungen belegt, und der Marginalität der akademischen Disziplin besteht eine tiefe Antipathie. Keineswegs bestimmt die Ägyptologie den modernen Diskurs über das Alte Ägypten, sondern sie reagiert eher auf die breite öffentliche Neugier, deren Wurzeln in unsere Kulturgeschichte von der Eisen- bis zur Neuzeit zurückreichen.

Die defensive Haltung der Ägyptologie im öffentlichen Diskurs um das Alte Ägypten hat wohl zwei Ursachen. Zum einen schöpft die Ägyptophilie aus schon gespeichertem Wissen, aus langer historischer Erinnerung. Zum anderen löst die Ägyptologie offensichtlich nicht das Versprechen ein, das ihre Geburt begleitet hatte: Die ägyptischen Texte, die dank der gewonnenen philologischen Erkenntnisse bekannt wurden, vermögen nicht die gleiche Faszination hervorzurufen, zu welcher die tausendjährige Rezeption des Alten Ägypten die westliche Kultur verführt hatte. Anders als die Ägyptophilen es gerne (gehabt) hätten, ist das ägyptologische Ägypten ein Land grosser religiöser Überlieferung, aber ohne esoterisches Wissen; eine Kultur mit langer literarischer Tradition, aber ohne namentlich identifizierbare Autoren; eine Zivilisation überwältigender Monumentalbauten, aber ohne kodifizierte Geometrie; ein gesellschaftliches Gebilde, von dem weder Erleuchtung noch Pracht, weder Triumph noch Abgrund, sondern die Normalität einer bronzzeitlichen Kultur mit ihren Kämpfen zwischen Eliten und Subeliten, zwischen der Ideologie der schriftlichen Präsentation und der Realität der sozialen Praxis ausgeht. Deshalb befindet sich der Ägyptologe oft in der paradoxen Lage, erklären zu müssen, weshalb das von ihm vertretene kulturelle Objekt nicht so sensationell ist, wie der Gesprächspartner hartnäckig behauptet. Weiterhin werden aus geschichtlicher Rekonstruktion ästhetisierende Inspiration, aus funeren Kontexten Grabstätte.

Die Sehnsucht nach dem mythischen Ägypten, die Millionen von Besuchern zu den Schätzen des Alten Ägypten lockt, verstehe ich auch als Spur einer gewissen Enttäuschung über die Ergebnisse – oder die Versäumnisse – der akademischen Ägyptologie, die zwar von der öffentlichen Resonanz des Forschungsgegenstandes «Altes Ägypten» profitiert, sie jedoch nur bedingt in wissenschaftliches Engagement zu kanalisieren vermag. Diese Disziplinierung der modernen Rezeption des Alten Ägypten bleibt eine Aufgabe, mit der wir Forschende auf dem Gebiet der Ägyptologie uns befassen sollten.

Wissenschaft in der gegenwärtigen Ägyptologie

In der akademischen Ägyptologie wird generell die Meinung vertreten, dass in unserem Fach interdis-

ziplinär gearbeitet werde. «Interdisziplinarität» wird oft als Merkmal des zeitgenössischen Wissenschaftsbetriebs schlechthin verstanden, das insbesondere den speziellen Kulturwissenschaften anhaftet, und zwar im doppelten Sinne: einerseits durch die Einbindung der Ägyptologie in einen bestimmten, meistens orientalistischen – manchmal auch altertumswissenschaftlichen – Fächerverbund, andererseits durch den methodischen Dialog mit den theoretischen Geisteswissenschaften (Linguistik, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, usw.). Es ist allerdings fair zu sagen, dass die Interaktion mit den orientalistischen Fächern, der insbesondere für die grammatische Erschliessung des Ägyptischen im XIX. und in der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts von herausragender Bedeutung war, seit mehreren Jahrzehnten weitaus weniger intensiv geführt wird, als ob die Ägyptologie, anders als etwa die Assyriologie, sich nicht von den Zwängen einer Einbindung in die Orientalistik einengen lassen wollte und sich eher zur kulturellen Dialektik mit der westlichen Tradition bekennen würde. In der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts ging die Gründung spezifisch ägyptologischer Gesellschaften – insbesondere in Deutschland oder Frankreich, weniger in der Schweiz, wie das Beispiel der SGOA zeigt – mit einer allmählichen Abkapselung der Ägyptologie von den anderen orientalistischen Fächern einher. Schon für die frühe Ägyptologie (paradigmatisch ist diesbezüglich die Position eines Adolf Ermans, des Gründers der ägyptischen Sprachwissenschaft) entstammte die Beschäftigung mit den orientalistischen Fächern eher einer Pflicht als einem Wunsch, und Zweifel am intellektuellen Vorhaben der Beschäftigung mit diesen Fächern wurden sehr früh gehegt.

Dieses Verständnis von Interdisziplinarität als Beschäftigung mit historisch oder geographisch benachbarten kulturellen Grössen ist heute nicht mehr aktuell. Stattdessen hat sich in der Ägyptologie eine andere Form wissenschaftlicher Dialektik etabliert, die eher den theoretischen Rahmen der disziplinären Forschung betrifft und die man «Transdisziplinarität» nennen könnte. Der Übergang von der Interdisziplinarität zur Transdisziplinarität lässt sich am besten als Ausdruck jener «Krise der Moderne» in der Wissenschaft nachvollziehen, welche die aufklärerischen, modernistischen Forschungsansätze, die unsere Disziplin von ihrer Entstehung bis zum Auftreten strukturalistischer Modelle begleitet und bestimmt hatten, im postmodernen Wissenschaftsdiskurs in Frage gestellt hat. Grob verallgemeinert könnte man den Unterschied zwischen modernen und postmodernen Ansätzen so formulieren: Gilt in den modernen (positivistischen oder strukturalistischen) Ansätzen die ägyptologische Arbeit primär der Rekonstruktion der altägyptischen *Realität* und deren

Strukturen, so streben postmoderne Perspektiven eher die Konstruktion altägyptischer *Sinnzusammenhänge* an. Interdisziplinarität ist also ein horizontaler Bezug zu anderen Disziplinen mit vermeintlich ähnlichen objektiven Bedingungen und unmittelbar anwendbaren hermeneutischen Verfahren: Hier gilt der theoretische Rückgriff primär als ein exegetischer Notbehelf. Transdisziplinarität ist hingegen der vertikale Bezug zu gegebenenfalls nicht unmittelbar anwendbaren theoretischen Perspektiven, die nicht als Hilfe für die Rekonstruktion der Geschichte, sondern als Bild zur Konstruktion der Kultur eingesetzt werden. Im Folgenden möchte ich diese Entwicklung anhand zweier Fallstudien besprechen. Die erste betrifft den Bezug zur Rezeptionsgeschichte des alten Ägypten, die zweite die Metasprache literarischer Forschung.

Ägyptologie und theoretische Disziplinen

In der zeitgenössischen Ägyptologie geht es also primär um die Restitution altägyptischer Sinnzusammenhänge. Es lässt sich feststellen, dass viele Beiträge der zeitgenössischen ägyptologischen Geschichts- und Kulturforschung (paradigmatisch sei hier auf das Werk Jan Assmanns, wohl des produktivsten und wichtigsten Ägyptologen der letzten Generation, hingewiesen) eine erstaunliche Aufwertung der vorägyptologischen Beschäftigung mit dem pharaonischen Ägypten dokumentieren. Herodots legendäre Erzählungen oder Horapollon's Schriftdeutungen stellen wieder, nachdem sie wegen ihrer dokumentarischen Unzuverlässigkeit von unserem Fach verbannt worden waren, Beispiele ägyptischer «Wirklichkeiten» dar, d.h. in ihrer jeweiligen Tradition verdichtete Bilder des Alten Ägypten, die zwar nicht der nach wissenschaftlichen Methoden rekonstruierbaren Realität entsprechen, die jedoch für das Verständnis von Ägyptens Rolle in der westlichen Geschichte genauso wichtig sind. Diese Entwicklung stellt meines Erachtens eine geradezu revolutionäre Umwälzung des innerfachlichen Diskurses dar, denn damit schliesst die zeitgenössische Ägyptologie an jene «ägyptophile» Tradition an, von der sie sich am Anfang ihrer Entwicklung programmatisch distanziert hatte: Eine Entfernung von der traditionellen Ägypten-Rezeption, die zum Selbstverständnis des junges Faches entscheidend beitrug und der wir die Kluft zwischen der Ägyptophilie der Ausstellungsbesucher und der akademischen Unterrepräsentation der Ägyptologie historisch verdanken. In vielerlei Hinsicht hat also diese besondere Form von Transdisziplinarität zu einer Verabschiedung von einer rigiden Grenzziehung zwischen dem Ägypten von Mozart und Schikaneder auf der einen Seite und dem Ägypten der Ägyptologie nach Champollion geführt.

Dass wir Ägyptologen in dieser Aufwertung älterer disziplinärer Diskurse nicht alleine sind, zeigt auch ein vergleichbares Interesse an der jeweiligen Rezeptionsgeschichte in unseren Nachbardisziplinen: Man vergleiche etwa in der klassischen Altertumswissenschaft die Entwicklung vom «Kleinen Pauly» zum «Neuen Pauly», in dem man einen viel häufigeren Bezug auf die altorientalischen Voraussetzungen der klassischen Antike, auf die griechischen Vorstellungen über altorientalische Kulturen sowie auf die europäische Antikenrezeption feststellen kann. Ausserdem werden die für den «Kleinen Pauly» typischen mikrologischen Stichwörter im «Neuen Pauly» durch makrologische Dachartikel ersetzt, in denen man denselben transdisziplinären Versuch einer Darstellung kultureller Sinnzusammenhänge erkennt, der auch für die methodisch bewusste kulturwissenschaftliche Produktion in der heutigen Ägyptologie kennzeichnend ist.

Nun zum zweiten Beispiel des Übergangs von der (modernen) Interdisziplinarität zur (postmodernen) ägyptologischen Transdisziplinarität. Ein wichtiges Merkmal des postmodernen Wissenschaftsdiskurses ist die Aufhebung einer strikten Opposition zwischen dem *referentiellen* und dem *selbstreferentiellen* Duktus der wissenschaftlichen Metasprache. Der deutsche Kulturphilosoph Peter Sloterdijk hat diese Aufhebung plakativ so formuliert: «Die evokative Rede als legitimes Element der Philosophie». Ist der neu entdeckte Bezug zur vormodernen Rezeption von Ägypten-Bildern primär in historischen Arbeiten spürbar, so ist dieses zweite Merkmal, die Ästhetisierung der wissenschaftlichen Metasprache, insbesondere in der ägyptologischen Literaturwissenschaft eklatant. In den letzten Jahrzehnten haben Ägyptologen versucht, die Diskussion um das Literarische in Ägypten in allgemeine literaturwissenschaftliche Kategorien einzubinden. Dabei handelte es sich – anders als etwa im Falle der Sprachwissenschaft – um ein methodisch extrem schwieriges Unterfangen: anders nämlich als in der Sprachwissenschaft steht das hermeneutische Verfahren in der Literaturwissenschaft in engem Verhältnis zum *bewussten* Einsatz künstlerischer Merkmale seitens eines individuellen Autors. Phoneme, Morpheme oder Syntagmen sind heuristische Kategorien, die natürlich durchaus in der modernen westlichen Tradition verankert sind. Sie sind aber *unbewusste* Strukturen menschlichen Sprechens. Sie lassen sich deshalb semiotisch, d.h. als Zeichen, auf beliebige Untersuchungsobjekte übertragen. Dasselbe gilt aber nicht für literaturwissenschaftliche Begriffe wie Fiktionalität oder Selbstreferentialität. Man könnte argumentieren, und es ist in der Tat insbesondere von allgemeiner literaturwissenschaftlicher Seite argumentiert worden, dass

der Gebrauch dieses und ähnlicher Begriffe erst für eine literarische Produktion berechtigt ist, in der ein expliziter diesbezüglicher Pakt zwischen Autor und Leser besteht: ein literarischer Kosmos, in dem Autor, Leser und Literaturwissenschaftler über eine gemeinsame hermeneutische Enzyklopädie verfügen. Und das ist im Grunde nur in der Literatur der Neuzeit der Fall. Denn wie können wir das Vorhandensein eines derartigen Paktes in einer Kultur mit grundsätzlich pseudepigraphischen Bezügen auf Persönlichkeiten annehmen, welche die mythische Herkunft eines literarischen Textes in der Vergangenheit verorten? Eine Schriftkultur, in welcher der grösste gesellschaftliche Wert nicht auf die autoriale Urheberschaft, sondern auf das Abschreiben eines alten Textes seitens eines kompetenten Schreibers gelegt wird? Die zwei strukturalistischen Pole einer internen *Literaturgeschichte* auf der einen Seite und einer externen *Literaturtheorie* auf der anderen Seite werden in der zeitgenössischen Ägyptologie vom Versuch ersetzt, dem ägyptischen literarischen Moment gegen den Hintergrund expliziter literarischer Erfahrungen der westlichen Kultur auf die Spur zu kommen: etwa das elisabethanische England im sogenannten *new historicism* oder die kontinentale Romantik in der deutschsprachigen Literaturforschung. Solche wissenschaftlichen Arbeiten stehen ganz im Sinne jener Restitution von Sinnzusammenhängen in der altägyptischen Kultur, die oben als Merkmal postmoderner Transdisziplinarität identifiziert wurde. Durch diese Privilegierung der Ebene des *Diskurses*, d.h. der stark von der Wissenschaftssprache geprägten Präsentation kultureller Zusammenhänge, wird der ägyptologische Literaturwissenschaftler selbst fast unausweichlich zu einem postmodernen Literaten eigenen Rechtes: «Es gibt zwischen der Sprache der Wissenschaft und den Sprachen der Poesie ein breites Zwischenreich, über dessen Ausdehnung und Bedeutung noch nicht abschliessend geurteilt werden kann». Der Autor dieser Maxime, der schon erwähnte Peter Sloterdijk, hat dafür den Begriff der *Sphärenbildung* geprägt: «Theorie der Sphären: das bedeutet, sich den Zugang zu einem Etwas bahnen, das wohl das Allerwirklichste ist und doch das Ausweichendste und am wenigsten gegenständiglich zu Fassende.»

Diese graduelle Aufhebung der Opposition zwischen *referentiellem* und *selbstreferentiellem* Diskurs in der ägyptologischen Literaturwissenschaft und zwischen objektivem Zeichen und subjektivem *Bild* in der ägyptologischen Kulturgeschichte sind zwei Antworten auf einen ähnlichen kulturwissenschaftlichen Druck, die Virtualität der Vergangenheit in die wissenschaftliche Analyse einzubinden. Die entgegen gesetzte Haltung, die in unserem Fach auch belegt ist und die keine Transdisziplinarität praktiziert bzw.

nicht an sie glaubt, ist die eines Statthalters des vermeintlich Faktischen – eine wissenschaftliche Haltung, die in den letzten Jahren in der ägyptischen Philologie insbesondere in Deutschland wieder gepflegt wird. In diesem Sinne finde ich es sehr verwunderlich, dass es in der Ägyptologie immer noch an einer Untersuchung über den Diskurs der Liebe in der ägyptischen Kultur fehlt. Es gibt durchaus sachliche, philologische Untersuchungen über Gattungen wie die Liebesdichtung oder kunstgeschichtliche Auswertungen der erotischen Szenen in der Kunst, aber keine kulturgeschichtliche Erfassung des Phänomens à la Georges Duby (*Liebe und Ehe im Mittelalter*) für das Alte Ägypten. Es handelt sich vielleicht um den einzigen wichtigen Bereich ägyptischen Lebens, für den wir noch über keine umfassende transdisziplinäre Darstellung verfügen.

Sprachwissenschaft und Archäologie

Ich komme nun zur Sprachwissenschaft, in welcher der Übergang von der Phase der Interdisziplinarität zu jener der Transdisziplinarität zu einer Krise geführt hat. Man muss hier betonen, dass im Falle der Sprachwissenschaft «Transdisziplinarität» etwas anderes beinhaltet als in der Kultur- oder Literaturwissenschaft. Interdisziplinarität hat es in der philologisch gerichteten ägyptischen Sprachforschung vom Anfang an gegeben: man denke etwa an den Dialog mit der Semitistik in der Berliner Schule bzw. mit der Sprachphilosophie des XIX. Jahrhunderts und dem Strukturalismus in der Forschungsphase, die mit dem Namen des israelischen Linguisten Hans Jakob Polotsky verbunden ist. Diese Phase der ägyptischen Sprachwissenschaft hat in den letzten zwanzig Jahren mindestens zwei neuen Perspektiven Platz gelassen: (1) Im Bereich der Graphemik und der Phonologie der sogenannten *Neueren Komparatistik*, die insbesondere an den typologischen Merkmalen der ägyptischen Schrift sowie an Phonologie und Etymologie des Ägyptischen innerhalb der afroasiatischen Sprachfamilie interessiert ist. (2) Im Bereich der Syntax und der Semantik der *funktionalen Sprachtypologie*, die auf eine Feingliederung der sprachlichen Diachronie in Ägypten ausgerichtet ist. In beiden Ausrichtungen gehen ägyptologische Linguisten Fragen *theoretischer* Art im engeren Sinne des Wortes nach: Wie tragen die Verhältnisse im Ägyptischen zur allgemeinen Problematik der Dialektik zwischen Phonem und Graphem bei? Wie lassen sich ägyptische Modalverben im Rahmen der typologischen Entwicklung der Modalität als Sprachuniversalie verstehen? Wie kann man formal erklären, dass das ägyptische Verb *jrj* «tun», anders als dessen Übersetzung in den meisten europäischen Sprachen, sowohl mit telischer («tun») als auch mit atelischer («handeln») Aktionsart gebraucht werden kann?

Dabei geht es nicht mehr um die Suche nach Modellen zur Erklärung einer intuitiv schon erschlossenen philologischen Realität, sondern um die Einbindung des Ägyptischen in die allgemeine linguistische Diskussion. Der linguistische Zugang hat es aber in der Ägyptologie aus zwei Gründen nicht leicht: Zum einen wegen des Problems der Kluft zwischen der ägyptologischen Sozialisierung dieser Sprachwissenschaftler trotz der linguistischen Fragestellung, der sie nachgehen, mit der Folge einer noch geringeren fachinternen Rezeption als die, welche die strukturalistischen Modelle bis Polotsky genossen; zum anderen wegen des immer schwierigen Dialogs mit der theoretischen Linguistik, die noch sehr vom Mythos des Urteils eines kompetenten *native speaker* beeinflusst ist. Paradoxerweise ist eine Folge dieser Krise der ägyptologischen Sprachwissenschaft die Multiplizierung didaktischer Handbücher zum Studium des Ägyptischen, einschliesslich des Neu-ägyptischen, Demotischen und Koptischen. Ich sage paradoxerweise, weil anders als ähnlichen Versuchen einer älteren Generation diesen didaktischen Hilfen in der Regel keine sprachwissenschaftlichen, sondern (eigentlich zu recht) eher philologische Erwägungen zugrunde liegen.

Kurz möchte ich nun auf die Frage der Interdisziplinarität und der Transdisziplinarität in der ägyptischen Archäologie eingehen. Im Falle der transdisziplinären Arbeit in der Archäologie lässt sich eine Zäsur feststellen zwischen den programmatischen Aussagen der Verfechter eines Dialogs zwischen Ägyptologie und «Anthropologie» (im Sinne der angelsächsischen *anthropology* in ihrer archäologischen Variante) auf der einen Seite und der tatsächlichen innerfachlichen Produktion archäologischen Wissens auf der anderen Seite. Man muss in aller Ehrlichkeit anerkennen, dass jene Form archäologischer Arbeit, die sich von der (immer noch präsenten) dilettantischen Phase distanziert hat, diejenige intellektuelle Führungsrolle innerhalb unseres Faches erobert hat, die noch vor einigen Jahren von der Sprachwissenschaft beansprucht wurde. Das zeigen unter anderem die zahlreichen *workshops*, die in letzter Zeit über archäologische Fragestellungen mit kulturhistorischer Prägung organisiert und publiziert wurden. Die Gesellschaftsstrukturen des Mittleren oder des Neuen Reiches zeigen eine relativ komplexe soziale Stratifizierung. Problematisch im Sinne eines transdisziplinären Dialogs muten auch Aussagen an, wonach wegen des Unterschieds zwischen der alt-ägyptischen Gesellschaft und der, welche den Ägyptologen vertraut ist, die Methoden der *archaeological anthropology* eine Distanzierung des Beobachters vom Beobachteten und damit eine Objektivierung der Ergebnisse ermöglichten: Wir haben jedoch gese-

hen, dass diese Frage der Objektivierung wahrhaftig keine einfache ist und darüber hinaus Gegenstand intensiver Überlegungen auch in den philologisch gerichteten Kulturwissenschaften darstellt.

An den tatsächlichen Ergebnissen erkennt man die Brisanz des transdisziplinären Zugangs zur ägyptischen Archäologie. Ich denke hier beispielsweise an Untersuchungen über die Entstehung des Königtums im Spannungsfeld zwischen dem archäologischen Befund, der ikonographischen Selbstinszenierung der Herrscher, und den spärlichen schriftlichen Belegen ökonomischer Herkunft; an die Bedeutung der sozio-ökonomischen Dimension des Materials aus Gräberfeldern der Ersten Zwischenzeit mit dem Verschwinden männlicher Bestattungen höheren Ranges von den üblichen Friedhöfen aufgrund der Tatsache, dass die lokale Elite nun eine höhere Führungsschicht um sich herum sammelte, während ihre Familienmitglieder weiterhin in den alten Friedhöfen bestattet waren; an die keramologisch gestützte Feststellung der Komplexität des vertikalen Gesellschaftsaufbaus des Mittleren Reiches, einer Zeit, in der sich die soziale Komplexität nicht auf eine einfache Opposition zwischen Elite und Unterschicht reduzieren lässt; an die archäologische und philologische Kompetenzen verbindende Arbeit an den Arbeiterhütten im Tal der Könige, in denen die Schnittstelle zwischen Hochkultur und täglichem Leben paradigmatisch untersucht werden kann; und an das umfassende Bild der Kulturgeschichte, das die grossangelegten Untersuchungen von Siedlungsmaterial in ihrer Dialektik von sozialen Strukturen und interkulturellen Kontakten an den Tag legen.

Ägyptologie als dichte Geschichte

«Kulturgeschichte» ist überhaupt der Dachbegriff, unter dem Transdisziplinarität im Sinne einer nicht zerlegten Präsentation eines oder mehrerer Materialtypen, einer Priorität des Befundes über die Funde verstanden wird. So bekommt man eine Dichte an sozialer Variation, die zum ersten Mal auch das Leben der grossen Mehrheit der ägyptischen Bevölkerung zu verorten versucht, eine Archäologie, die keine Denkmälerkunde ist und die durch die Einbindung des gesamten Materials in einen spezifischen Zeithorizont zur Quintessenz einer Kulturwissenschaft wird. Wir nähern uns anscheinend einem dualistischen Modell an: Während die Welt der Eliten primär durch die Kulturwissenschaft philologischer Art rekonstruiert wird, wird das Leben der Subeliten und der einfachen Bevölkerung historisch-archäologisch allmählich erfassbar.

Die transdisziplinäre Forschung hat also in unserem Fach zu einem intensiveren Dialog mit den theo-

retischen Disziplinen geführt, zu einer Professionalisierung der innerfachlichen methodischen Debatte. Man spürt allerdings einen Unterschied zwischen der Professionalisierung in der Sprach- und Literaturwissenschaft auf der einen Seite und der Professionalisierung in der Kulturwissenschaft auf der anderen Seite. Man gewinnt den Eindruck, als sei erstere *zentrifugal*, als tendiere sie also zu einer Verselbständigung des eigenen Diskurses gegenüber den anderen Teilgebieten des Faches, letztere hingegen *zentripetal*, als führe sie zu einer Integration verschiedener wissenschaftlicher Perspektiven im Sinne des Gesamtverständnisses der ägyptischen Kultur.

Ein solcher Unterschied ist tatsächlich vorhanden und in der Natur des jeweiligen theoretischen Paradigmas verankert: Das Verständnis von «Kultur» als historisch bedingter Wirklichkeit auf der einen Seite, von «Sprache» als typologischer Realität auf der anderen. Die in den Teilgebieten des Faches stattfindende Professionalisierung richtet sich also nicht notwendigerweise gegen dessen Einheit, ganz im Gegenteil. Wie der transdisziplinäre Zugang in der Archäologie und in der Geschichtsforschung zu «dichter Kulturgeschichte» führt, so tragen transdisziplinäre Perspektiven auch in der Sprachwissenschaft zur innerfachlichen Integration bei: Dadurch, dass zeitgenössische Forscher gegenüber dem formalen Moment eher das *sprachtypologische* oder *sprachhistorische* privilegieren, binden sie die Analyse der Variationen innerhalb der ägyptischen Sprache in den jeweiligen kulturhistorischen Rahmen. Für diese kohäsive Rolle ägyptologischer Sprachwissenschaft gibt es schon ausgezeichnete Beispiele, etwa die Untersuchungen von Sprachwandel und Sprachkontakten zwischen dem ägyptischen und den angrenzenden Sprachbereichen oder die Feingliederung der ägyptischen Sprachgeschichte in einem relativen kleinen Zeitraum, der XVIII. Dynastie.

Eine neue Ägyptomanie?

Schliesslich möchte ich eine Erscheinung der Transdisziplinarität in der zeitgenössischen Ägyptologie nicht unerwähnt lassen, die zwar ein dem Fach eher paralleles Leben führt, die jedoch die zentrale Problematik von Ägyptens postmoderner Rezeption anschnidet. Die Kulturphilosophie lehrt uns, dass es «absichtliche» und «unabsichtliche» Träger kultureller Bedeutung gibt. Absichtliche Träger wären *ikonische* Zeichen wie Monumente oder literarische Texte, unabsichtliche Verweise wären *indexale* Zeichen wie Siedlungen oder administrative Texte. Für diese Opposition kursieren in der Fachliteratur verschiedene Begriffe wie *Botschaften* vs. *Spuren* (Jan Assmann) oder Zeichen vs. Spuren (Emmanuel Lévinas). Aber es gibt auch symbolische Verweise,

die über absichtliche oder unabsichtliche kulturelle Überlieferung hinauswirken: ich denke hier zum Beispiel an Thomas Hare *Re-Membering Osiris*, eine hypertextuelle Rekonstruktion symbolischer Beziehungen um die Figur des Osiris, die vom fragmentarischen Charakter der altägyptischen Hinterlassenschaft ausgeht und die deshalb *nur* für den subjektiven (und literaturwissenschaftlich geschulten) Beobachter wirksam erscheinen. Diese symbolische Rekonstruktion erfolgt manchmal sogar *gegen* die Grundsätze der traditionellen archäologischen oder der philologischen Spurensicherung, ist aber nicht deshalb weniger wirksam im Sinne der Konstruktion eines zeitgenössischen Ägypten-Bildes – eines «Sinnzusammenhangs». Eine soziale Form dieser intellektuellen Tendenz zur Konstruktion kultureller Zusammenhänge für den zeitgenössischen Beobachter bietet der sogenannte Afrozentrismus, d.h. der Versuch, dem Alten Ägypten eine unmittelbare kulturstiftende Rolle jenseits der historisch belegten Überlieferungskanäle zuzuschreiben. Dabei soll Ägypten die inspirierende Rolle einer afrikanischen «klassischen» Kultur übernehmen, indem Ägyptens sowohl ägyptomanische als auch ägyptologische Rezeption, die beide von der europäischen Erfahrung ausgehen, programmatisch ausgeschaltet werden: Von den linguistischen Rekonstruktionen eines Cheikh Anta Diop, der eine etymologische Verwandtschaft zwischen dem Ägyptischen und modernen westafrikanischen Sprachen annimmt, bis zur historischen Kritik eines Martin Bernal, der die eurozentrische Ausdeutung antiker Mittelmeerkulturen als Ergebnis eines ideologisch gefärbten «arischen Paradigmas» interpretiert, weist der Afrozentrismus ein breites Spektrum an Positionen, denen allen die Forderung nach einer Reduzierung des europäischen Anspruchs und einer Rehabilitierung des afrikanischen Beitrags zur Kulturgeschichte der Menschheit gemeinsam ist: Klassik nicht als unabsichtliches Ergebnis traditioneller Kodifizierung kulturellen Wissens, sondern als absichtliches Produkt kulturpolitischer Strategie. Mag diese besondere Ausrichtung der transdisziplinären Forschung in Europa noch relativ marginal erscheinen, so verrät die darin vorgeschlagene Konstruktion eines möglichen, virtuellen Ägypten die feste intellektuelle Verortung dieser Denkschule, deren Verbreitung in der Neuen Welt und in der sogenannten «dritten Kultur» nicht zu unterschätzen ist, im postmodernen Gesellschaftsdiskurs.

In der heutigen Ägyptologie gestaltet sich «Transdisziplinarität» also als Spektrum verschiedener Antworten auf die Frage der Professionalisierung unserer Disziplin und ihrer Einbindung in einen allgemeinen theoretischen Rahmen. Paradoxerweise tragen sowohl der zentripetale wie auch der zentripetale Aspekt der postmodernen Ägyptologie zu

ihrer fachlichen Einheit bei: Die Diskussion über eine Zweiteilung des Faches in Archäologie und Philologie, die dem modernistischen Diskurs entstammte und die heute sogar in den Fächern, in denen sie seit geraumer Zeit besteht (etwa die Assyriologie vs. Vorderasiatische Archäologie oder Alte Geschichte vs. Klassische Philologie), infrage gestellt wird, vermag in der heutigen fachlichen Landschaft kaum noch zu begeistern.

Ägyptologische Studienprogramme

In der Gestaltung der disziplinären Studiengänge sieht sich die Ägyptologie seit der Umsetzung der Bologna-Reform mit einer zentralen Schwierigkeit konfrontiert. Wo das Fach – wie übrigens die meisten speziellen Kulturwissenschaften – traditionell ein in sich geschlossenes Curriculum mit relativ wenigen Berührungspunkten mit anderen Altertums- oder Kulturwissenschaften privilegiert hatte, in dem auch die methodischen Kompetenzen (ob archäologischer, philologischer, historischer oder kulturwissenschaftlicher Art) im Rahmen der fachlichen Ausbildung gewonnen und vermittelt wurden, fehlt in der Regel nach der Implementierung Bologna-tauglicher Richtlinien eine minimale quantitative Kapazität, um ein einzeldisziplinäres, modulares Studienprogramm zu bestreiten. Diese auch von anderen quantitativ überschaubaren Kulturwissenschaften geteilte Eigenschaft (Stichwort «Orchideenfach») hat in Kontinentaleuropa dazu geführt, dass an geisteswissenschaftlichen Fakultäten Studienprogramme mit mehreren (meistens zwei, manchmal auch drei) Studienrichtungen ohne innere Solidarität

eingeführt wurden. An den Schweizer Universitäten, die ein Studium der Ägyptologie anbieten (Genf und Basel) ist dieses Fach deshalb (nur) in Verbindung mit anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen studierbar, oft – wie etwa für den Bachelor-Studiengang an der Universität Basel – in programmatischer Kombination mit (anderen) altertumswissenschaftlichen Fächern. Dabei sind die Klammern beim Adjektiv «anderen» besonders zu beachten. Es wäre nämlich zu überlegen, ob eine enge curriculare Verzahnung zwischen der Ägyptologie und den Disziplinen des griechisch-römischen Altertums nachhaltig sinnvoll ist. Die Ägyptologie ist nämlich kein klassisches altertumswissenschaftliches Fach, und zwar weder im Hinblick auf ihre Entstehung noch in Bezug auf ihre Themen: Wie oben besprochen, versteht sich das moderne Studium des klassischen Altertums im Zeichen der *Kontinuität* mit den alten Kulturen, die Ägyptologie hingegen im Zeichen der *Neuentdeckung* einer exotischen Zivilisation. Diejenigen Studierenden, die für die Ägyptologie optieren, könnten im Sinne ihres wissenschaftlichen Potentials wahrscheinlich vielmehr von einer programmatischen Verbindung mit einer theoretischen Disziplin (ob Linguistik, Archäologie, Literaturwissenschaft, usw.) profitieren. Da müssen wir Ägyptologen noch Überlegungs- und Überzeugungsarbeit leisten.

Ein ägyptologisches Doktoratsprogramm besteht in der Schweiz noch nicht. Naheliegend – und sehr wünschenswert – wäre die Etablierung einer ägyptologischen *doctoral school* an den zwei beteiligten Schweizer Universitäten Basel und Genf. ■

Literatur

Chappaz, J.-L. et S. Poggia, *Collections égyptiennes publiques de Suisse*, Genève 1996.

Erman, A., *Mein Werden und mein Wirken*, Leipzig 1929.

Homepage Basel: <http://aegyptologie.unibas.ch/>

Homepage Genève: <http://www.unige.ch/lettres/antic/egyptologie/index.html>

Küffer, A. und R. Siegmann, *Unter dem Schutz der Himmelsgöttin*, Zürich 2007.

Loprieno, A., «Interdisziplinarität und Transdisziplinarität in der heutigen Ägyptologie», in: T. Hofmann und A. Sturm (Hrsg.), *Menschenbilder – Bildermenschen. Kunst und Kultur im Alten Ägypten*, Norderstedt 2003, 227-240.

Schneider, Th., <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D40320.php>

Staehein, E., «Die Ägyptologie in der Schweiz», in: H. Huber (Hrsg.), *Die Afrika-Forschung in der Schweiz*, Bern 1976, 150-164.

Staehein, E., «Die schweizerische Ägyptologie», *Göttinger Miszellen* 17 (1975), 9-13.

Verbovsek, A., B. Backes und C. Jones (Hrsg.), *Methodik und Didaktik in der Ägyptologie*.

Herausforderungen eines Paradigmenwechsels in den Altertumswissenschaften, Paderborn 2011.

Judaistik

Verena Lenzen *

Ein «kleines» Fach mit einem grossen Anspruch

Das Fach Judaistik ist eine Fakultät im Kleinen: Es umfasst die Kultur und Religion, Geschichte, Ethik, Liturgie, Philosophie, Literatur und Kunst des Judentums; es durchmisst alle Zeiten und Räume in geographischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht. Einer der klassischen Vertreter der Wissenschaft des Judentums, Ismar Elbogen (1874–1943), beschrieb diese als «die Wissenschaft vom lebendigen, im Strom der Entwicklung stehenden Judentum als soziologischer und geschichtlicher Einheit; sie hat als solche alle Erscheinungs- und Betätigungsformen des Judentums aller Zeiten und Länder zu studieren und darzustellen.» Studierende der Judaistik beschäftigen sich mit der Vielfalt und dem Reichtum der jüdischen Überlieferung von der biblischen und der rabbinischen Zeit bis zur Moderne. Sie interpretieren jüdische oder das Judentum betreffende Texte, befassen sich mit Selbst- und Fremdwahrnehmungen von Juden und Jüdinnen im Laufe ihrer Geschichte oder setzen sich mit ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lage auseinander. Sie werden in das jüdische Recht eingeführt oder untersuchen die gegenseitigen Einflüsse zwischen der jüdischen Bevölkerung und ihrer jeweiligen Umwelt. Dabei wird das Judentum in seiner Eigenständigkeit als kulturelle, religiöse und soziale Grösse wahrgenommen.

Für die Erforschung des Judentums bilden die Hebräische Bibel und das rabbinische Schrifttum den Anfang und die Grundlage. Dies ist jedoch nicht mit einer Abschirmung des Blickfeldes verbunden, sondern mit einer Öffnung auf die nachfolgenden Epochen der jüdischen Geschichte von Mittelalter, Neuzeit, Moderne bis hin zur Postmoderne, und vor allem mit der wissenschaftlichen Erschliessung des jüdischen Beitrags

an bildender Kunst und Musik, an den Wissenschaften, an Geschichte und Politik und einem verstärkten Interesse an der Gegenwart jüdischen Lebens in Israel, Europa und Amerika, an modernhebräischer und deutsch-jüdischer Literatur.

Der Blick richtet sich auf verschiedene Bereiche: auf das Judentum als eine Religion und Kultur mit sakraler Textstruktur und die verschiedenen Modi von Säkularisierung und Profanisierung; auf seine Ausdifferenzierung in räumlich und ethnisch unterschiedliche Judenheiten, auf das jüdische Kollektiv und im Prozess seiner Individualisierung auf Juden und Jüdinnen, und er öffnet sich zugleich nicht-jüdischen Personen und Kontexten, die im Diskurs um jüdische Identität Relevanz gewannen. Ferner interessieren Judenbilder im Sinne des innerjüdischen Selbstverständnisses oder von aussen projizierte Fremd- und Feindbilder antisemitischer Art. Die diasporischen Lebenswelten jüdischer Existenz werden in ihren komplexen Koordinaten und Korrespondenzen zu den sie umgebenden machtbestimmenden Mehrheitskulturen wahrgenommen. Die Vielfalt der jüdischen Sprachkulturen umfasst die sakral geprägten Quellsprachen des Hebräischen und Aramäischen, regionaljüdische Vernakularsprachen wie das Jiddische oder Ladino, jüdische Verwaltungs- und Wissenschaftssprachen, Bildungs- und Literatursprachen wie das Deutsche und das Französische, Arabische, Spanische und Russische.

Die Judaistik ist also ein «kleines» Fach mit grossem Anspruch. Das Judentum, als «Weltjudentum» immer schon von globaler Präsenz, verlangt eine geradezu enzyklopädische Aufmerksamkeit. So wundert es nicht, dass die Wissenschaft vom Judentum interdisziplinär ausgerichtet ist und sich im steten Dialog mit anderen akademischen Disziplinen wie Geschichtswissenschaft, Soziologie, Politologie, Philosophie, Religionswissenschaft, Orientalistik, mit allen Literatur-, Kultur- und Sozialwissenschaften bewegt. Das verlangt Offenheit für einen Methodenpluralismus und vernetztes Denken.

Hinzu kommt die besondere Beziehung zwischen Judaistik und christlicher Theologie, die auf der unvergleichlichen religions- und kulturgeschichtlichen Verbindung zwischen Judentum und Christentum beruht. Für beide, Christentum wie Judentum, besitzt sie eine grundlegende Bedeutung, und zwar auf Grund der gemeinsamen biblischen Gründungsgeschichte in der

* Universität Luzern, Institut für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF), Postfach 4466, 6002 Luzern.

E-mail: verena.lenzen@unilu.ch

Verena Lenzen, Dr. theol., ist seit 2001 Professorin für Judaistik an der Universität Luzern. Studium der Judaistik, Katholischen Theologie, Germanistik und Philosophie an den Universitäten Bonn und Köln. Promotion 1987 und Habilitation 1995 an der Universität Bonn. Forschungsprojekte über jüdische und christliche Ethik in Israel und den USA. Gastdozenturen und Vortragsreisen besonders zum jüdisch-christlichen Dialog. Seit 2001 Leitung des IJCF an der Universität Luzern. Vizepräsidentin der Gesellschaft Schweiz – Israel, Sektion Zentralschweiz und der Jüdisch/Römisch-Katholischen Gesprächskommission, Schweiz; Ernst-Robert Curtius-Förderpreis für Essayistik.

Hebräischen Bibel, dem Alten bzw. Ersten Testament, und einer zweitausendjährigen Geschichte von Judentum und Christentum als «cultural pair» in guten wie in schlechten Zeiten der Koexistenz. Angesichts der jüdisch-christlichen Prägung der europäischen Kultur sind alle Wissenschaften auf ein Studium des Judentums und die Wahrnehmung von Judentum und Christentum verwiesen. Den Bindestrich zwischen Jüdisch und Christlich verstehe man allerdings in einer ambigen Lesart auch als Trennungsstrich, niemals jedoch als Gleichheitszeichen.

Vor dreissig Jahren (1982) benannte der jüdische Philosoph Michael Landmann, 1913 in Basel geboren und 1984 in Haifa verstorben, das Anliegen von Judaistik-Lehrstühlen an den Philosophischen Fakultäten der Universitäten als «Desiderat in Deutschland» und «eine nicht länger zu verantwortende Lücke».¹ Die Wissenschaft vom Judentum sollte aber nicht nur «spezialistische Haupt- resp. Nebenfachjudaisten» anziehen: Sie sollte vielmehr «ein wertvolles Ergänzungsfach bilden für Studenten der Theologie, Religionswissenschaft, Philosophie, Geschichte, der Politologie und Soziologie, der Germanistik, Romanistik, Slavistik und Orientalistik».² Denn gerade durch die grosse Katastrophe des 20. Jahrhunderts sei deutlich geworden, «dass der Wissenschaft vom Judentum auch eine im weiteren Sinne weltanschaulich-bildungsmässige Bedeutung zukommt».³ So forderte Michael Landmann mit einer noch heute währenden Gültigkeit: «Jedem, der später in der geistigen und politischen Welt verantwortlich mit-sprechen will, sollte Gelegenheit geboten sein, sich auch über das Judentum aus fester, fundiertester Quelle zu informieren. Neben den eigentlichen Fachvorlesungen sollte daher auch dauernd ein judaistisches Studium Generale für Hörer aller Fakultäten einherlaufen.»⁴

Judaistik nur als eine philologische Disziplin zu definieren, wäre verfehlt. Die Judaistik ist ein wissenschaftliches Fach und zugleich, wie Günter Stemberger es formulierte, «eine zutiefst humanistische Disziplin, dem Kampf gegen Vorurteil und Ausgrenzung von Minderheiten aller Art verpflichtet. Insofern ist das Judentum nur ein wichtiger Prototyp, dessen Studium auf andere Bereiche übertragbar ist.»⁵

Zur Geschichte des Fachs

Um die historische, politische und gesellschaftliche Dimension der Judaistik ermessen zu können, muss man sich die Geschichte des Faches vergegenwärtigen.⁶ In der Folge der jüdischen Aufklärung (Haskala) kamen im frühen 19. Jahrhundert Bestrebungen auf, das Judentum in Geschichte und Gegenwart sowie die hebräische Literatur im Sinne der modernen Wissenschaften zu untersuchen, um so einen Beitrag zur jüdischen Selbstvergewisserung und zum Abbau antijüdischer Vorurteile zu leisten. Die Wissenschaft des Judentums war eine der einflussreichsten intellektuellen Strömungen des deutschsprachigen Judentums. Entstanden im Kontext der Emanzipation, begründete sie das moderne wissenschaftliche Studium des Judentums und war ein wesentlicher Faktor der innerjüdischen Reformbewegungen im 19. Jahrhundert. Mit der Einführung der historischen Kritik übersetzte sie die traditionelle jüdische Gelehrsamkeit in die Denk- und Wahrnehmungskategorien moderner Geisteswissenschaften. Der Aufbau einer Wissenschaft des Judentums seit Ende des 19. Jahrhunderts und ihre Bemühungen um akademische Anerkennung im Rahmen der jüdischen Emanzipation stiessen auf gesellschaftliche und universitäre Widerstände. In der «Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums», herausgegeben vom «Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden», veröffentlichte Immanuel Wolf 1822 die Grundsatzserklärung «Über den Begriff einer Wissenschaft des Judentums» und forderte, das Judentum als bedeutendes und einflussreiches Moment in der Entwicklung des menschlichen Geistes zu erkennen und es als Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung wahrzunehmen und zwar als «Objekt an und für sich, um seiner selbst willen, nicht zu einem besonderen Zweck, aber aus einer bestimmten Absicht» zu behandeln.

Im Jahr 1854 wurde das Jüdische Theologische Seminar in Breslau gegründet, es folgten 1872 die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin und 1873 das Orthodoxe Rabbinerseminar in Berlin, schliesslich 1919 die Akademie für die Wissenschaft des Judentums. Mit dem Novemberpogrom 1938 endeten fast alle Lebensinitiativen des Lernens und Lehrens des Judentums in Deutschland und in Europa.

Mit der erzwungenen Emigration, der Deportation und der Ermordung jüdischer Dozenten, Studenten und Studentinnen endete die hundertjährige

¹ Michael Landmann, Lehrstühle für die Wissenschaft vom Judentum, in: Ders.: Jüdische Miniaturen. Bonn 1982, Bd. 1, 252.

² Ebd. 257.

³ Ebd. 58.

⁴ Ebd. 258

⁵ Günter Stemberger, Einführung in die Judaistik. München 2002, 20.

⁶ Vgl. Julius Carlebach (Hg.), Wissenschaft des Judentums. Anfänge der Judaistik in Europa. Darmstadt 1992; Michael Brenner; Stefan Rohrbacher (Hg.), Wissenschaft vom Judentum. Annäherungen nach dem Holocaust. Göttingen 2000; Michael A. Meyer, Von Moses Mendelssohn zu Leopold Zunz. Jüdische Identität in Deutschland 1794–1824. München 1994.

Geschichte der Wissenschaft des Judentums. Da diese Wissenschaft bis dahin fast ausschließlich von jüdischen Gelehrten getragen worden war, kam es zur völligen Auslöschung eines ganzen Fachgebiets in Europa, der Wissenschaft des Judentums. Es dauerte viele Jahre, bis in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts erste akademische Einrichtungen für Judaistik bzw. Jüdische Studien in deutschsprachigen Ländern eröffnet wurden. Es waren Annäherungen nach dem Holocaust. Gültig bleibt das Wort des hebräischen Schriftstellers und Gelehrten Shmuel Yosef Agnon: «Unsere Kenntnisse in Jüdischen Studien sind nichts als die Sägespäne, die von den Werkzeugen der großen Handwerker, nämlich der deutsch-jüdischen Gelehrten, gefallen sind.»⁷

In den USA wurden mit dem Hebrew Union College in Cincinnati (1885) und dem Jewish Theological Seminary in New York (1887) bereits im 19. Jahrhundert bis heute wichtige in der Tradition der Wissenschaft des Judentums wurzelnde Institutionen gegründet. 1925 kam es in Jerusalem, ein Jahr nach der Eröffnung des Instituts für Judaistik, zur Gründung der Hebräischen Universität.

Nach dem Holocaust gelang durch die Gründung des Leo-Baeck-Instituts in Jerusalem, London und New York Mitte der fünfziger Jahre ein Neuanfang. Zudem wurde das Fach Judaistik an europäischen und amerikanischen Universitäten als eigenständiges Fach eingeführt. Seither hat die Judaistik weltweit an Bedeutung gewonnen.

An der Freien Universität Berlin wurde 1964 ein Institut für Judaistik eingerichtet. In Köln wurde 1966 das Martin Buber-Institut eröffnet; 1970 das Seminar für Judaistik in Frankfurt am Main.

In Wien wurden bereits ab Sommersemester 1945 hebraistische Vorlesungen von Kurt Schubert angeboten, der 1949 die Österreichisch-Israelitische Kulturgesellschaft ins Leben rief. Schon als Student hatte sich Schubert 1941 in Abkehr vom Nationalsozialismus für die hebräische Sprache und die jüdische Literatur interessiert und diese Fragen in Veranstaltungen der Katholischen Studentenseelsorge thematisiert. An seinen Seminaren am Orientalischen Institut der Universität Wien nahmen nach 1945 christliche und jüdische Studierende teil. 1966 gründete Schubert das Institut für Judaistik an der Universität Wien. Neben dem Wiener Kardinal Franz König und Prälat John M. Oesterreicher, einem der Architekten der Konzils-

erklärung «Nostra Aetate» (Erklärung des II. Vatikanischen Konzils über die Beziehung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen vom 28.10.1965), war es vor allem Professor Kurt Schubert, der seinen Schüler Clemens Thoma zur Einführung der Judaistik und der jüdisch-christlichen Forschung in Luzern ermutigte.

Judaistik in Luzern

In der Schweiz war Luzern der erste Ort, an dem 1971 Judaistik als akademisches Fach eingeführt wurde. Zehn Jahre später (1981) wurde in Luzern das Institut für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF) durch Clemens Thoma gegründet. Das erste Institut dieser Art wurde im Jahre 1953 in den USA, an der Seton Hall University, von John M. Oesterreicher gegründet. In Lausanne gab es bereits 1943/44 einen Versuch seitens des Schweizerischen Israelischen Gemeindebunds (SIG), einen judaistischen Lehrstuhl einzurichten. Tatsächlich kam es nur zu einem Lehrauftrag für hebräische Sprache und jüdische Philosophie. 1946 musste die finanzielle Unterstützung dieses Lehrauftrags durch den SIG wieder eingestellt werden. Gegenwärtig gibt es am Institut Religions, cultures, modernité (IRCM) einen Lehrstuhl für l'Histoire des Juifs et du judaïsme. Seit 1998 existiert in Basel ein Institut für jüdische Studien, das seit kurzem den Namen Zentrum für jüdische Studien trägt. Ab 1972 war Ernst Ludwig Ehrlich als Honorarprofessor für neuere jüdische Geschichte an der theologischen Fakultät der Universität Bern tätig. Seit 2008 gibt es dort ein Institut für Judaistik, dessen Schwerpunkt in der Erforschung der Geschichte und Kultur des antiken und mittelalterlichen Judentums liegt.⁸ In Zürich wurde 2009 die Sigi-Feigel Gastprofessur für jüdische Studien gestiftet und 2010 zum ersten Mal besetzt.⁹

Die Tatsache, dass in Luzern bereits 1971 Judaistik als universitäres Fach eingeführt wurde, war ein historischer Durchbruch für die Schweiz und besitzt bis heute eine politische, moralische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Bedeutung. Die Theologische Fakultät Luzern gehört mit der frühen Gründung des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung auf akademischer Ebene zu den Pionieren des jüdisch-christlichen Dialogs weltweit. Zum einen ist die Luzerner Theologische Fakultät bis heute die einzige katholische Lehranstalt im deutschsprachigen Raum, wo Vorlesungen und Seminare über die Geschichte und Literatur, die Religion und Kultur des Judentums zum Pflichtprogramm der Theologie gehören.

⁷ Shmuel Yosef Agnon, Ad Hena, in: Ders., Kol sipurav shel Sh. Y. Agnon, Bd. 7, S. 93, zitiert nach Michael Brenner, Propheten des Vergangenen. Jüdische Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert. München 2006, 182.

⁸ Vgl. René Bloch, Die neue Judaistik in Bern: erste Gedanken, in: Bulletin der schweizerischen Gesellschaft für judaistische Forschung 17 (2008), 4–6.

⁹ Vgl. Homepage der Universität Zürich.

Das besondere Gewicht des Judentums in der theologischen Ausbildung hat seinen Grund in einer Neubesinnung der christlichen Kirchen auf die Ursprünge des christlichen Glaubens im Judentum einerseits und in der Abkehr von einer jahrhundertelangen Geschichte des Antijudaismus andererseits. Erst nach der Erschütterung der Shoah, der Vernichtung des europäischen Judentums im Zweiten Weltkrieg, setzten die allmähliche Umkehr und ein Neuanfang in den jüdisch-christlichen Beziehungen ein. Die Judaistik ist in Luzern nicht einfach ein zusätzliches Fach im theologischen Fächerkanon; sie stellt eine andere Form des Theologietreibens dar. Das Studium der Religion und Kultur des Judentums eröffnet das Kennenlernen und die Kenntnis und somit die respektvolle Anerkennung einer anderen lebendigen Tradition, und es vertieft zugleich die Erkenntnis der eigenen religiösen und kulturellen Identität. Das Studium wird nicht durch ein christlich-theologisches Vorzeichen verengt. Judentum und Christentum werden als kulturelles Paar gesehen. Insofern ist die Erforschung des jüdisch-christlichen Dialogs kein anderes Fach neben der Judaistik, sondern mit der jüdischen Geschichte zutiefst verwoben. Zutreffend bemerkte Schalom Ben-Chorin einmal, das jüdisch-christliche Gespräch sei «im allgemeinen durchaus von gutem Willen getragen, nicht aber von allgemeiner Sachkenntnis». Ohne Studium des Judentums kann kein jüdisch-christlicher Dialog gelingen.

Doch von Anfang sah sich das Fach Judaistik nicht nur in der Theologischen Fakultät beheimatet, sondern als historische, philologische, philosophische und soziologische Wissenschaft von interdisziplinärem Charakter wusste es zugleich um seinen geisteswissenschaftlichen Platz. Anfang der 1980er Jahre brachte der Antrag eines orthodoxen Rabbiners auf eine philosophische Promotion in Judaistik beim

Regierungsrat Luzern schliesslich den Durchbruch und führte zur Gründung des damaligen Philosophischen Seminars.

Seit 2001 ist die Judaistik sowohl in der Theologischen Fakultät als auch in der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät verankert. Das Fach kann an beiden Fakultäten als Haupt- oder Nebenfach sowie im Rahmen der Integrierten Studiengänge studiert werden, zudem als Wahlfach an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Das Studium der Judaistik kann sowohl mit einem Dr. theol. als auch mit einem Dr. phil. abgeschlossen werden.

Bis heute spielt das IJCF eine international anerkannte Rolle im Bereich der Judaistik und des christlich-jüdischen Gesprächs. Seit 1974 wirken hier jährlich die grossen Vertreter der Jüdischen Studien, von der Hebräischen Universität bis zu den amerikanischen Lehrstätten des Judentums, als Gastprofessoren, darunter waren Jacob Katz, David Flusser, Jakob Petuchowski, Dan Bar-On, Dan Diner, Moshe Zuckermann, Jakob Hessing und Shmuel Feiner.

Seit 2011 leite ich das Institut für Jüdisch-Christliche Forschung und lehre Judaistik an der Theologischen Fakultät und an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern. In allen meinen Studienfächern (Theologie, Germanistik, Philosophie, Pädagogik) war das Interesse an Themen des Judentums leitend, ob es das Alte Testament, die jüdische Ethik und Philosophie, die deutsch-jüdische Literatur oder die Bedeutung des Lernens in der jüdischen Kultur war, und so nahm ich bereits in meinem zweiten Semester gleichzeitig das Studium der Judaistik auf. In Luzern habe ich den idealen Ort gefunden, wo ich das Fach in seinem Eigenstand, in seiner theologischen Bedeutung und in seinen vielfältigen kulturwissenschaftlichen Dimensionen vertreten kann. ■

Japanologie

Raji C. Steineck *

Ein Exotenfach?

Ein Fach – viele Berufsfelder

«Was studierst du – Japanologie? – Das hat bestimmt etwas mit China zu tun!» – Diesen Ausspruch, der eine tiefere Wahrheit enthält, als denen, die ihn taten, bewusst gewesen sein dürfte, habe ich während meiner Studienzzeit in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren öfters gehört. Meist folgte ihm die freundlich besorgte Frage: «Und was macht man später damit?» Die Antwort hierauf kann fallweise sehr unterschiedlich sein. Bei mir war es so, dass ich zunächst einmal einen Doktor «machte», allerdings in Philosophie, und dann für die Habilitation in die Japanologie zurückkehrte, die bis heute der einzige akademische Ort ist, an dem man mit wissenschaftlicher Forschung zu Japan «etwas werden» kann. Bei Studierendenzahlen im unteren dreistelligen Bereich (Zürich: ca. 250, davon 120 Hauptfach), wie sie an den deutschsprachigen japanologischen Abteilungen und Instituten mittlerweile die Regel sind, steht der Weg in die Wissenschaft allerdings nur einer Minderheit offen. Die meisten haben ohnehin andere Berufsziele und nehmen nach dem Abschluss eine Tätigkeit in der Privatwirtschaft auf, häufig in einem Unternehmen, das sie während der Studienzzeit schon in Praktika oder Teilzeitarbeit kennengelernt haben. Die Tätigkeitsbereiche sind dabei sehr breit gestreut und abhängig von lokalen Gegebenheiten und Wirtschaftsstrukturen. Sie reichen von der Finanzwirtschaft, die in Zürich sicher eine grössere Rolle spielt als etwa in Tübingen oder Bochum, über die Industrie bis zu den Medien und vom diplomatischen Dienst über die Reise- bis zur Kunstbranche. Ein Japanbezug ist häufig nur am Anfang der Karriere gegeben.

Für die Minderheit der primär wissenschaftlich Interessierten ist mittlerweile aber der «Umweg» über ein zweites Fach nicht untypisch; auch mein Kollege in Zürich, David Chiavacci, ist ihn gegangen und hat in Soziologie promoviert.

Entwicklung des Fachs

Das hat insofern mit der Geschichte des Faches zu tun, als die Japanologie Ende des 19. Jahrhunderts als exotische Philologie begann, deren Vertreter (die erste Professorin für Japanologie im deutschsprachigen Raum war Nelly Naumann, die das Fach seit 1970 in Freiburg /Breisgau vertrat) häufig noch andere Gebiete der Ostasienwissenschaften mit bearbeiteten. Zugleich war die Japanologie bis in die späten 1970er Jahre hinein sozusagen ein «sehr kleines», von wenigen Personen und meist im Alleingang vertretenes Fach, in dem Generalismus eine notwendige Tugend darstellte. Seit dieser Zeit hat sich zwar die Zahl der Professuren und wissenschaftlichen Stellen im Fach stark vermehrt, so dass es heute im deutschsprachigen Raum etwa 500 vorwiegend wissenschaftlich arbeitende Japanologinnen und Japanologen gibt. Zugleich kam mit der sozialwissenschaftlichen Japanologie aber auch eine neue Fachrichtung hinzu. Neben den «klassischen» Gegenständen der Japanologie, also den Sprachformen, historischen Quellen und – im älteren Sprachgebrauch – «Kulturdenkmälern» Japans werden seither auch die Themen und Fragen der heutigen japanischen Gesellschaft vom Fach bearbeitet.

Angesichts der Breite des Gegenstandsbereiches kann es nicht verwundern, dass viel japanologische Arbeit in der Bestandsaufnahme und Vermittlung bestand und immer noch besteht. Die Öffentlichkeit erwartet vom Fach sowieso hauptsächlich, dass es Japanwissen in allen Bereichen bereithalten solle: So wundern sich Journalisten manchmal, wenn sie in der Japanologie nach «Expertenmeinungen» suchen und ihr Gegenüber, deren oder dessen Spezialgebiet vielleicht der mittelalterliche Buddhismus oder die Literatur der Gegenwart ist, sich weigert, zum Beispiel zur Fiskalpolitik der japanischen Zentralbank Stellung zu nehmen. Trotzdem stellen sich die Japanologien dort, wo es sinnvoll ist, auch dieser Anforderung nach fachlicher Breite: Im Studium nehmen der Spracherwerb sowie die Erarbeitung von Grundkenntnissen zur japanischen Geschichte, Religion, Literatur, Gesellschaft und Politik einen grossen

* Universität Zürich, Ostasiatisches Seminar,
Zürichbergstrasse 4, 8032 Zürich.

E-mail: steineck@oas.uzh.ch

Raji C. Steineck, Dr. phil., ist seit 2008 Professor für Japanologie an der Universität Zürich und seit 2010 Direktor des dortigen Ostasiatischen Seminars. Studium der Japanologie, Philosophie und Musikwissenschaft an der Universität Bonn und der Ritsumeikan Universität in Kyoto. Promotion 1999 in Philosophie und Habilitation 2006 in Japanologie an der Universität Bonn. Forschungsprojekte zur modernen Philosophie und Ethik sowie zum mittelalterlichen japanischen Zen-Buddhismus. Gastdozenturen in Polen und Japan. Leiter des Forschungsfelds Begriffe und Taxonomien am UFSP «Asien und Europa» der Universität Zürich. Vorstandsmitglied der International Society for the Study of Time (ISST).

Raum ein. Das muss auch so sein, weil sonst das Allgemeinwissen über Japan fehlte, das es erst erlaubt, spezifischere Informationen und Fragestellungen richtig einzuordnen. Für das Erlernen wissenschaftlicher Methodik wird angesichts dieser Anforderungen meist auf die Nebenfächer verwiesen. Auch das kann kaum anders sein, insofern die einzelnen Japanologien der Vielzahl von fachlich-methodischen Interessen bei ihren Studierenden gar nicht durch eigene Methodenkurse gerecht werden können.

Fächerübergreifende Methoden und Kooperationen

Andererseits wird dieser Zustand auch häufiger als «Methodendefizit» im Fach empfunden. Gerade wissenschaftlich ambitionierte Japanologinnen und Japanologen sind in den letzten zwei Dekaden daher öfters den Weg gegangen, synchron oder sukzessiv wissenschaftliche Qualifikationen in einem zweiten Fach zu erwerben und haben, vor allem in den Sozialwissenschaften, versucht, ihre japanbezogene Forschung vermehrt in die Soziologie, Politikwissenschaft oder Wirtschaftswissenschaften hineinzutragen. Dieses Projekt der «Auswanderung» aus der Japanologie in die sogenannten «Methodenfächer», das viele Angehörige meiner Generation vor Augen hatten, ist, wie die Hallenser Kollegin Gesine Foljanty-Jost vor einigen Jahren feststellte, aber letztlich daran gescheitert, dass Japan in diesen Fächern als zu marginal gilt.

Mehr Erfolg verspricht daher aus meiner Sicht gegenwärtig der Ansatz, die Forschung in Kooperation mit den einschlägigen Disziplinen zu betreiben und die Lehre mindestens ab dem Graduierten-niveau stärker fachlich-methodisch zu profilieren. In Zürich soll dies durch die für 2013 geplante Einführung je eines philologisch-kulturwissenschaftlichen und eines sozialwissenschaftlichen japanologischen M.A.-Programms umgesetzt werden. Gleichzeitig bieten wir regelmässig Lehrveranstaltungen an, die von Studierenden der Philosophie, Religionswissenschaft oder Ethnologie für ihr Fach «gebucht» werden können und beteiligen uns an fachübergreifenden Programmen wie den Gender Studies oder der Allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft. Wir hoffen, dass damit einerseits japanbezogene Untersuchungen auch in diesen Fächern allmählich den Status des Exotischen verlieren werden. Andererseits möchten wir «unseren» Studierenden signalisieren, wie wichtig es ist, sich nicht nur mit Japan zu beschäftigen, sondern auch die einschlägigen methodischen Ansätze und Diskussionen in sachlich vergleichbaren, aber grösseren und damit stärker in sich differenzierten Fächern zur Kenntnis zu nehmen.

Aktuelle Herausforderung: der 3. März 2011 und die Folgen

Die Dreifachkatastrophe in Nordostjapan vom 11. März 2011 hat die Fachangehörigen von den Studierenden bis zu den Dozierenden tief getroffen. Natürlich fühlen wir uns ganz grundsätzlich verbunden mit dem Land, in dem die meisten von uns einige Jahre gelebt haben. Entsprechend haben wir in der Regel auch enge persönliche Bindungen dorthin und waren nun besorgt um das Wohlbefinden unserer Bekannten, Freunde und gegebenenfalls auch Verwandten. So war es für viele zunächst einmal das dringlichste Anliegen, den Kontakt herzustellen und, wo nötig und möglich, unmittelbar und individuell Hilfe zu leisten. Hinzu kam die Sorge um die Austauschstudierenden, die zum Zeitpunkt der Katastrophe in Ostjapan waren.

Konkrete Hilfen

Viele verspürten darüber hinaus den Wunsch, konkrete Hilfestellung bei der Bewältigung der Katastrophe zu leisten. Aber um selbst Hand anzulegen, waren wir als Buchgelehrte im fernen Europa schlecht positioniert. Immerhin wurden von vielen Japanologien Benefizveranstaltungen und Spendensammlungen organisiert. Zentraler als der materielle Ertrag solcher Aktivitäten dürfte dabei letztlich das Zeichen der Verbundenheit gewesen sein, das durch sie nach Japan gesendet wurde – denn das Land selbst ist ja eines der reichsten der Erde und kann den Wiederaufbau auch aus eigener finanzieller Kraft bewältigen. Das eigentliche Katastrophengebiet in Japan ist eine auch innerhalb des Landes vernachlässigte, als rückständig und arm geltende Provinz. Dass Menschen aus aller Welt Anteil an ihrem Schicksal nehmen, war für die Betroffenen dort, wie wir erfahren durften, ein wichtiger Trost.

Vorurteile und Aufklärungsbedarf

Gleichzeitig sah sich aber auch die Japanologie als Fach gefragt. Schnell wurde in den Tagen nach der Katastrophe deutlich, dass in den Medien ein hoher Informationsbedarf bestand, vor allem auch, was das Wissen um gesellschaftliche und kulturelle Hintergründe anging, und dass dieser Informationsbedarf nicht durch die zuständigen Auslandskorrespondenten gedeckt werden konnte, von denen übrigens nur wenige über die Fähigkeit verfügten, japanische Quellen zu lesen.

Da Japan einerseits seit den 1990er Jahren, als die dortige Immobilienspekulationsblase geplatzt war und die nötigen strukturellen Reformen nicht vom Fleck kamen, nicht mehr als Vorbild gilt und andererseits international keine Probleme verursacht, ist der reguläre Informations- und Nachrichtenbedarf über das Land in den allgemeinen Medien hierzulande –

bzw. im deutschsprachigen Raum insgesamt – recht niedrig. Entsprechend gering ist auch der Kenntnisstand. Wie stets, wenn kein genaueres Wissen zur Verfügung steht, wurden nun auch nach den Katastrophen vom März 2011 Vorurteile aktiviert. Hinzu kam vor allem in den deutschen Medien eine verzerrte, einzig auf die Atomkatastrophe fokussierte Perspektive, die teilweise dazu führte, dass man geradezu in Untergangsszenarien schwelgte.

Die Japanologie reagierte darauf in unterschiedlicher Weise. Bestimmte, besonders flagrante Äusserungen in den Medien wurden in den «J-Studien», der deutschsprachigen japanologischen Mailing-Liste, erregt kommentiert.¹ Einzelne Vertreterinnen und Vertreter der Japanologie äusserten sich aber auch unmittelbar in den Medien. Wichtig war in den ersten Wochen nach der Katastrophe vor allem, die Informationen zu präzisieren und deutlich zu machen, dass vor Ort die Verwüstung durch die Tsunami-Flutwelle den grössten unmittelbaren Schaden angerichtet hatte.

Sodann war nach mehreren Seiten das Vorurteil von Japan als einer perfekt durchorganisierten und disziplinierten Einheitsgesellschaft zu korrigieren. Dieses Vorurteil drohte einmal die Wahrnehmung für die Situation der unmittelbar Betroffenen zu verstellen, führte aber auch zu verzerrten Einschätzungen hinsichtlich der Ursachen der Atomkatastrophe sowie der Möglichkeiten und Aussichten in ihrer Bewältigung.

Als ganz besonders ärgerlich empfanden viele in der Japanologie das Vorurteil, in Japan gebe es kein kritisches Bewusstsein in der Bevölkerung beziehungsweise dieses könne sich aus irgendwelchen kulturellen Gründen nicht artikulieren. Nun ist es, in Bezug auf das Problem der Kernenergie, zwar richtig, dass die japanische Anti-Atombewegung nie die gleiche Kraft entfalten konnte wie ihr Gegenstück in den deutschsprachigen Ländern. Richtig ist aber auch, dass sich in den letzten Jahren die negativen Voten zur Kernenergie in Japan gemehrt hatten. Die renommierte linksliberale Monatszeitschrift *Sekai* («Welt») hatte noch im Januar 2011, zwei Monate vor der Katastrophe also, ein Themenheft mit kritischen Beiträgen zu dieser Problematik herausgebracht. Richtig ist schliesslich weiterhin, dass die Anti-Atom-Bewegung nach dem Super-GAU unmittelbar Zulauf aus allen Schichten bekam und im Laufe des letzten Jahres landesweite Massendemonstrationen organisieren

konnte. In der japanischen Presse wie im Internet war zu beobachten, wie der staatliche Umgang mit der Katastrophe insgesamt aufmerksam bis misstrauisch beobachtet wurde. Dass diese kritische Begleitung angesichts jahrzehntelang gewachsener Verflechtungen zwischen der japanischen Administration und der Atomwirtschaft äusserst notwendig war und bei dieser Gelegenheit auch erstmals ein breiteres Forum in den landesweiten Medien fand, ist ein weiteres wichtiges Faktum. Auch hier stand der Wahrnehmung und Analyse das Vorurteil vom technologisch-technokratischen Perfektionismus und der Geschlossenheit der japanischen Gesellschaft entgegen. Dass es der japanischen Atomwirtschaft an einer funktionierenden Aufsicht durch administrative Kontrollinstanzen und Medien mangelte – mit entsprechenden Folgen, die auch schon bei früheren Unglücksfällen zutage getreten waren –, war ein in der Japanologie zumindest unter Interessierten wohlbekanntes Faktum. Überrascht hat insofern zumindest mich weniger die Tatsache, dass eine solche Havarie in Japan möglich war, sondern der im Vergleich zu früheren Fällen deutlich transparentere Umgang damit durch die Regierung von Ministerpräsident Kan, der freilich inzwischen abgelöst worden ist. Welche Mechanismen einer funktionierenden Kontrolle entgegenstanden, wurde vor allem in japanischen Wochenzeitschriften anlässlich des Unglücks ausführlich diskutiert.

Die Fukushima-Textinitiative

Worin konnten in dieser Situation die Aufgabe und der Beitrag der Japanologie bestehen? Als ein wichtiges Anliegen neben dem Einbringen eigener Kommentare und Berichte in Büchern², wissenschaftlichen Zeitschriften³, Medienbeiträgen, Interviews oder Vorträgen erschien es gerade angesichts des oben erwähnten Vorurteils, Stimmen aus Japan selbst zur Geltung zu bringen. Aus dieser Überlegung heraus riefen die Kolleginnen Steffi Richter (Leipzig) und Lisette Gebhardt (Frankfurt) Ende April 2011 die «Textinitiative Fukushima⁴» ins Leben, der sich die Zürcher Japanologie bald darauf anschloss. Auf der Internetseite dieser Initiative werden übersetzte Texte von japanischen Autorinnen und Autoren aus einem breiten Spektrum von der Politik über die Literatur bis zur Popkultur zur Verfügung gestellt, also «Aktuelles, Tiefgründiges, Diskussionswürdiges zu

¹ <https://listserv.shuttle.de/mailman/listinfo/j-studien> (24.02.2012).

Es können allerdings nur eingetragene Mitglieder Beiträge einsenden und lesen.

² Siehe z.B. Doege, Felix und Patrick Köllner: «Trotz Fukushima-1: Japans «atomares Dorf» hält an der Nuklearenergie fest, in: GIGA Focus Asian (5/2011), S. 1-8.

³ <http://www.textinitiative-fukushima.de/> (24.02.2012). Im März 2012 fand an der Universität Frankfurt/M. eine internationale Konferenz „Comparing Fukushima and Chernobyl: Social and Cultural Dimensions of the Two Nuclear Catastrophes“ statt.

⁴ Programm: <http://www.gjf.de/japanologentag/files/cfp2012n.pdf> (24.02.2012).

den Katastrophen und ihren Kontexten». Daneben stehen zusammenfassende Berichte von Diskussionen in Internetforen oder aus den Printmedien. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den kritischen Stimmen zur Atomkraft bzw. zum staatlichen Umgang mit dem Super-GAU im Kraftwerk Fukushima 1 und seinen Folgen – gerade weil hierzulande gerne angenommen wird, dass es solche Kritik nicht gebe –, aber auch Voten für die Atomkraft werden wörtlich wiedergegeben. Weiterhin stehen bestimmte Themen im Zentrum, über die hierzulande nicht oder nur verzerrend berichtet wurde, wie die Geschichte der Kernenergie und des Widerstands gegen sie, die «AKW-Nomaden» (prekär Beschäftigte, die zu Wartungs- und Aufräumarbeiten in den AKWs einschliesslich des havarierten Fukushima 1 eingesetzt werden), oder auch die Frage der angeblichen Gelassenheit und Gefasstheit «der Japaner».

Dabei geht es nicht nur um Information über das aktuelle Geschehen und seine Hintergründe, sondern mehr noch um die Dokumentation von dessen Reflexion in verschiedenen Teilen der japanischen Bevölkerung, und teils eben auch um die Aufarbeitung der Vorgeschichte – einschliesslich von deren kultureller Seite, wie sie beispielsweise ein Anti-Atom-Song der Band «The Blue Hearts» aus dem Jahr 1988 dokumentiert, der noch unter dem Eindruck der Katastrophe in Tschernobyl entstanden war. Verschiedene Texte, wie etwa die Berichte der Psychiaterin Kayama Rika von ihrem Besuch im Tsunami-Überflutungsgebiet, stellen auch die Verbindung zu den anderen Katastrophen des März her.

Die Textinitiative Fukushima verwirklicht damit ein so entscheidendes wie auch klassisches Anliegen der Japanologie, nämlich die Stimme japanischer Texte auch für eine Leserschaft zu erschliessen und zum Klingen zu bringen, die dieser Sprache nicht mächtig ist. So wichtig es ist, dass die Japanologie sich nicht darin erschöpft, Übersetzungen und Berichte zu erstellen, so zentral bleibt jedoch die Aufgabe, relevante Quellen aufzuspüren und zugänglich zu machen.

Wissenschaftliche Analysen

Obwohl in der Japanologie ein durchaus kritisches Verhältnis zur japanischen Gesellschaft und Politik gewissermassen zum *comment* gehört, sah sich das Fach durch die Ereignisse des letzten Jahres durchaus auch in seinem Verständnis des gegenwärtigen Japan herausgefordert. Zwar hat sich die deutschsprachige Japanologie seit den 1970er Jahren der Analyse der gegenwärtigen japanischen Gesellschaft, Politik und Wirtschaft angenommen. 1988 schlossen sich entsprechend interessierte Fachleute in der «Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung»

(VSJF, www.vsjf.net) zusammen. Aktuelle Entwicklungen werden in einem eigenen Jahrbuch (*Japan Jahrbuch*, <http://vsjf.net/jahrbuch-datenbank/>) dokumentiert. Hinzu kommen zahlreiche Forschungsarbeiten zu soziologischen, politikwissenschaftlichen und ökonomischen Fragen.

Die japanische Energiewirtschaft und insbesondere die Kernenergie und mit ihr zusammenhängende Strukturen oder gesellschaftliche und kulturelle Erscheinungen waren aber bis 2011 nur selten Gegenstand japanologischer Untersuchungen: So führt eine Recherche zum Titelwort «Kernenergie» im Online-Katalog des Deutschen Instituts für Japanstudien (<http://dijbib.dijtokyo.org/>), das deutschsprachige Japanliteratur mit dem Anspruch auf Vollständigkeit sammelt und dessen Katalog nicht nur Monographien, sondern auch Beiträge zu Sammelbänden und Zeitschriften erfasst, zu gerade einmal sechs einschlägigen Publikationen. Ergänzt man die Recherche um die Suche nach Literatur zum Wort «Atom», dann kommen nur wenige einschlägige Veröffentlichungen, überwiegend zu atomrechtlichen Fragen hinzu, die auf drei japanisch-deutsche Atomrechts-Symposien in den 1980er und 1990er Jahren zurückgehen.

Wie die japanische Öffentlichkeit hat sich auch die Japanologie viel mehr mit den Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki, deren Folgen und ihrer Verarbeitung, etwa in der «Atombombenliteratur» als mit der Kernenergie beschäftigt. Das mag durchaus auch mit forschungspolitischen Fragen zusammenhängen, da das Fach stark von staatlicher Förderung aus Japan abhängig ist und eine kritische Beleuchtung dieses Themas von den dortigen Institutionen sicher nicht gerne gesehen worden wäre.

Es bleibt dabei die Frage offen, inwiefern die grosse Rolle der Kernenergie für diesen grundlegenden Sektor der japanischen Wirtschaft sich nicht auch strukturbildend auf weitere Bereiche der Gesellschaft ausgewirkt hat. Diese Frage wird nun auch in der Japanologie neu diskutiert, so bei aktuellen Tagungen und Podiumsdiskussionen in Bonn, Frankfurt oder Zürich.

Auch auf dem 15. Deutschsprachigen Japanologentag, den die Zürcher Japanologie Ende August dieses Jahres ausrichtet⁵, werden verschiedene Aspekte der Dreifachkatastrophe und ihrer Bewältigung thematisiert: Dies betrifft konkrete Einzelheiten vom Krisenmanagement der Regierungspartei DPJ über

⁵ Programm: <http://www.gjf.de/japanologentag/files/cfp2012n.pdf> (24.02.2012).

Fragen der Haftung für Nuklearschäden oder des Lebensmittelkonsums «nach Fukushima» bis hin zur Positionierung einzelner Schriftstellerinnen im einschlägigen Diskurs ebenso wie Grundsätzliches, etwa den «Mythos vom rohstoffarmen Japan», der eine der Begründungen für die Option Kernenergie war, oder die Ideologien der Anti-Atomkraft-Bewegung «zwischen Universalismus und nationaler Selbstbehauptung» und historische und strukturelle Hintergründe. Ein eigenes Panel sowie die gesamte Sektion Ethnologie sind dieser Problematik gewidmet, die daneben auch in einzelnen Vorträgen der Sektionen Politik, Wirtschaft, Moderne Geschichte, Literatur, Medien und Theater thematisiert wird. Für die Beantwortung vieler der grundsätzlicheren wissenschaftlichen Fragestellungen ist es aber noch zu früh, und so steht zu erwarten, dass die Berichte und Diskussionen auf den genannten Tagungen, die sich verständlicherweise auf enger umgrenzte Einzelfragestellungen konzentrieren, erst den Anfang längerfristiger Forschungsbemühungen im Fach darstellen.

Geistesgeschichtliche Fragen: «Religion» und «japanisches Denken»

Anlässlich der letztjährigen Katastrophen wurden häufig Fragen nach dem Verhältnis der Japaner zu Natur und Technik sowie nach dem Einfluss ethischer und religiöser Traditionen auf die hier anscheinend als auffällig diszipliniert und emotional zurückhaltend empfundenen Reaktionen der Betroffenen gestellt. Sie betreffen in gewisser Hinsicht ein Kerngebiet der geisteswissenschaftlich arbeitenden Japanologie, allerdings mit der wichtigen Spezifikation, dass diese sich nicht anheischig machen kann (obwohl sie es in der Hochzeit der frühmodernen Nationalphilologien vielfach wollte), sie für «die Japaner» schlechthin zu beantworten. Was japanologisch erforschbar ist, sind in Japan historisch oder aktuell vorfindliche, womöglich mit kanonischem Anspruch überlieferte Positionen, von denen übrigens kaum eine «rein japanischer» Provenienz ist. Gerade der gerne als «autochthon» apostrophierte Schinto erweist sich bei näherem Hinsehen als eine moderne, auch aus dem Bedürfnis nationaler Abgrenzung hervorgegangene Schöpfung, deren ältere Vorläufer massiv durch kontinentalasiatische Einflüsse geprägt waren. Dem modernen Nationalmythos von der kulturellen Einheitlichkeit Japans zum Trotz muss überdies festgehalten werden, dass schon die frühesten historischen Quellen von einer starken soziokulturellen Binnendifferenzierung des Landes Zeugnis ablegen. Angesichts der Gewaltgeschichte des japanischen Nationalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts empfinden es darüber hinaus viele Japanerinnen und Japaner als Zumutung, in

die Zwangsjacke nationalkultureller Erklärungen gesteckt zu werden.⁶

«Japanische Religion» – in welchem Sinne?

Im Übrigen ist nicht nur die volkstümliche Rede von der «japanischen Kultur» und ähnlichem aus fachlicher Sicht problematisch. Auch geradezu selbstverständlich anmutende Begriffe wie jener der Religion, der – wie am Programm des Japanologentages und ähnlicher Veranstaltungen erkenntlich – nicht zuletzt zur Einteilung von Forschungsgebieten und Expertisen verwendet wird und insofern in das Gefüge der Wissenschaft inkorporiert ist, sind seit einiger Zeit in die Diskussion geraten. Dabei wird als Problem hervorgehoben, dass die Einführung dieses Begriffs das, was unter ihn subsumiert wurde, eingreifend veränderte, und dass seine Anwendung auf ältere Institutionen, soziale Praktiken und Quellen deren Wahrnehmung in verzerrender Weise geprägt hat.

Derzeit befasst sich ein Forschungsprojekt des Bochumer Japanologen Hans Martin Krämer im Rahmen des dortigen Internationalen Kollegs «Dynamics in the History of Religion» mit der Transformation der politischen Regelung von «Religion» im Übergang von der frühen Neuzeit (Edo-Zeit, 1600-1867) zur Moderne (ab Meiji-Zeit, 1868-). Krämer geht dabei der Fragestellung nach, inwiefern sich durch die Einführung einer modernen, europäisch geprägten Begrifflichkeit von Religion nach 1870 die Spielräume und Gestaltungsmöglichkeiten staatlichen religionspolitischen Handelns in Japan veränderten. Komplementär dazu untersuchen wir in der Zürcher Japanologie im Kontext des Forschungsfeldes «Begriffe und Taxonomien» des hiesigen Universitären Forschungsschwerpunkts «Asien und Europa» die begrifflichen Ordnungen in Quellen aus dem Altertum (7.-12. Jh.) und Mittelalter (13.-16. Jh.). Wir fragen dabei ausgehend von den Selbst- und Fremdbezeichnungen dessen, was in moderner Terminologie als Religion bzw. religiöse Tradition, bzw. als die diesen jeweils zugeordneten «Sekten» oder «Schulen» bezeichnet wird, nach den in den Quellen vorgenommenen Strukturierungen der semantischen Felder: Was sind die sprachlichen Mittel, mit denen einschlägige Entitäten identifiziert werden? Welche Neben-, Über- und Unterordnungen zwischen ihnen gibt es? Werden Kriterien der Zuordnung aufgestellt? Mit welchen Bewertungen oder emotionalen Qualifikationen verbindet sich die jeweilige Terminologie? Und welche soziokulturellen

⁶ Vgl. die Äusserungen des Philosophen Mishima Ken'ichi in einem Interview mit der Frankfurter Rundschau: <http://www.fr-online.de/debatte/philosoph-kenichi-mishima--verfuehren-sie-mich-bitte-nicht-zum-nationalismus--1473340,8248880.html> (27.2.2012)

Praktiken der Inklusion oder Exklusion, Aufwertung oder Abwertung, Distanzierung oder Annäherung werden erwähnt?

Ein Beispiel: der Yōrō-Kodex

Dabei bestätigt eine Untersuchung des ältesten erhaltenen Gesetzbuches, des sog. Yōrō-Kodex von 718, der aus «Strafbestimmungen» (*ritsu*) und «Verwaltungsverordnungen» (*ryō*) besteht, einerseits den schon länger bekannten Befund, dass es vor der Moderne in Japan keinen generellen Oberbegriff für «Religion» gab, unter dem etwa der Götterkultus und der Buddhismus befasst worden wären. Andererseits werden beide im dritten Band der «Verordnungen» (*ryō*) nebeneinandergestellt. Die Titel der einschlägigen Kapitel, frei übersetzbar als «Verordnungen in Sachen himmlische und irdische Gottheiten» und «Verordnungen in Sachen Mönche und Nonnen» zeigen allerdings, dass es hier um den amtlichen Umgang mit zwei ausserhalb der profanen Sphäre (*zoku*) befindlichen Personengruppen geht. Interessanterweise regeln dabei die ersten Verordnungen vor allem die Feste, die von der Administration für die Gottheiten abzuhalten sind, während die zweiten sich vornehmlich mit Sanktionen beschäftigen, die sie bei Fehlverhalten von (buddhistischen) Mönchen und Nonnen einzuleiten hat. Zu den wichtigsten Sanktionen gehört dabei die Rückführung der fraglichen Person in den profanen Bereich (*kanzoku*). Die Beiordnung impliziert also keine Gleichordnung und -behandlung, wie sie aus klassisch-moderner Sicht überhaupt gewissermassen «schief» ist, da sich die Verordnungen nicht einmal auf den «schintoistischen» und dann auf den «buddhistischen» Klerus beziehen, sondern auf den Umgang der Behörden mit Gottheiten einerseits und Mönchen/Nonnen andererseits.

Auch in einer weiteren Hinsicht weicht die Ordnung des Yōrō-Kodex von den Zuordnungen ab, die (auch in Japan) mit der modernen Begrifflichkeit verbunden sind. Den Mönchen und Nonnen werden nämlich Praktiken wie das Wahrsagen oder die Heilung von Krankheiten mittels Geisterbeschwörung untersagt, die nach klassisch-moderner Klassifikation und der ihr inhärenten Wertordnung den niedrigen Formen der Religiosität zuzuordnen sind. Dies geschieht aber nicht, weil solche Praktiken insgesamt als verdächtig erscheinen, sondern weil sie nach dem «Buddha-Gesetz» verboten seien. An anderen Stellen haben sie dann ihren legitimen, institutionalisierten Ort: So ist das Amt für Angelegenheiten der himmlischen und irdischen Gottheiten unter anderem mit bestimmten Formen der Divination sowie mit den Ritualen unter Verwendung von Geistmedien befasst, das Amt für Yin-Yang-Angelegenheiten mit mantrischer Technik

und die Heilung mittels magischer Formeln fällt in die Zuständigkeit des Medizinalamtes. Es handelt sich gewissermassen um eine klare rationale Arbeitsteilung auf der Basis der damals vorherrschenden Ontologie, für die Geister und Götter einen normalen, allerdings ausserhalb herrscherlicher Jurisdiktion befindlichen, Bestandteil der Wirklichkeit darstellten. Die Einteilung, die wir modern in die Trennung von «heiliger» und «profaner» bzw. «religiöser» und «säkularer» Sphäre zu übersetzen geneigt sind, ist genuin vielmehr eine juristische, nämlich zwischen den Geltungsbereichen des «Buddha-Gesetzes» (*buppō*), das für die Mönche und Nonnen gilt, und des «herrscherlichen Gesetzes» (*ōhō*), das auch die Institutionen des Götterkultes (allerdings nicht die Gottheiten selbst) erfasst. Sie erlaubt übrigens ein Zusammenspiel dieser Institutionen und ihrer Akteure mit Mönchen und Nonnen, das deutlich zeigt, dass hier nicht zwei wechselseitig exklusive «Religionen» interagieren: Im Altertum werden nämlich regelmässig Mönche und Nonnen damit beauftragt, an Institutionen des Götterkultes heilbringende Rituale aus dem Repertoire des «Buddha-Gesetzes» zugunsten der dort verehrten Gottheiten zu vollziehen. Genauso werden in den Tempelklöstern ganz selbstverständlich die lokalen Gottheiten verehrt, die den Ort und die an ihm lebende Gemeinschaft beschützen sollen.

Mittelalterliche Wirkungen am Beispiel eines Zen-Mönchs

Die juristisch inspirierte Zweiteilung der Sphären des «Buddha-Gesetzes» und des «herrscherlichen Gesetzes» findet sich noch im Mittelalter wieder, als die mit dem Yōrō-Kodex verbundene Staats- und Gesellschaftsordnung schon längst ausgehöhlt und durch feudalistische Elemente überformt ist. In verschiedenen Schriften des Zen-Mönchs Dōgen (1200–1253) etwa wird auf sie Bezug genommen, allerdings nun mit einer klaren epistemologischen Wertung, die sich auch auf die Begriffsordnung auswirkt: So lehnt Dōgen die seinerzeit aus China nach Japan überlieferte Doktrin von der Übereinstimmung der «drei Lehren» (des Buddha, des Konfuzius und des Laozi) ab, in dem er Konfuzius und Laozi sowie deren Anhänger der Sphäre weltlicher Herrschaft zuschlägt: von ihnen sei bestenfalls zu lernen, wie man in der gegenwärtigen Existenz zu agieren bzw. ein Land zu regieren habe, während die Lehre des Buddha Einsicht in die früheren und zukünftigen Existenzen und Weltalter umfasse. Hier scheint Dōgens Auffassung der klassisch-modernen Entgegensetzung von Transzendenz und Immanenz nahezukommen. Das stellt sich jedoch bei näherer Untersuchung als Täuschung heraus, denn der «Buddha-Weg» (*butsudō*), wie die Selbstbezeichnung der von Dōgen

propagierten Orthopraxie lautet, ist gerade immanent, durch eine bestimmte Lebensführung in der gegenwärtigen Existenz, zu verwirklichen. Ablehnung des endlichen Daseins und Ausrichtung auf ein zeitenthobenes, ewiges Sein dagegen sind Ansichten, die er, meist unter Hinzufügung abwertender Prädikate, den «ausenstehenden Wegen» (*gedō*) zuordnet. Der zur Selbst- wie Fremdbezeichnung verwendete Wortteil «-Weg», der insofern als Kandidat für ein semantisches Äquivalent des Wortes Religion in Betracht käme, tritt dabei wiederum niemals isoliert als Oberbegriff auf. Er wird stets mit einer eindeutigen Zuordnung und meist zusätzlich noch mit wertend-hierarchisierenden Prädikaten («der große Weg der Buddhas und Patriarchen», vs. «die hinderliche Ansicht eines ausenstehenden Weges») verbunden. Insofern ist auch hier die begriffliche Ordnung des einschlägigen Feldes inkommensurabel zur modernen Taxonomie der Religion(en).

Am Werk Dōgens, das seit dem 20. Jahrhundert übrigens zum Kanon der vormodernen Literatur- wie Geistesgeschichte zählt, lässt sich auch noch ein anderes Problem erläutern, dem wir in Zürich in einem vom SNF geförderten Projekt zur «Rhetorischen Analyse klassischer Texte des japanischen Buddhismus» nachgehen. Als Gründer einer der zwei grossen Schulen des Zen-Buddhismus in Japan sind seine Schriften vielfach rezipiert worden als Exempel für ein «anderes Denken», das den Gesetzen der Logik nicht gehorche bzw. sie bewusst überschreite. Dies wird teils noch weiter dahingehend gesteigert, dass er als Exponent eines «japanischen Denkens» wahrgenommen wird, das sich dem Verständnis der Europäer zwangsläufig entziehe. Das beruht auf der Gleichsetzung von «Zen» und «japanischer Kultur», die der Laienbuddhist und Privatgelehrte Suzuki Daisetz Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgreich propagierte und die durch Bücher wie Eugen Herrigels «Zen in der Kunst des Bogenschiessen» (bis heute vielleicht das meistgelesene Buch zur «japanischen Kultur») weiter popularisiert wurde.

Tatsächlich sind gerade Dōgens bekanntere Texte schwer zu erschliessen. Das zeigen schon ihre Übersetzungen in moderne Sprachen einschliesslich des modernen Japanisch, die einander an zentralen Stellen widersprechen.⁷ Dies sollte eigentlich detaillierte Untersuchungen zu ihrer Form und Funktion nahelegen, um damit inhaltlichen Deutungen ein besser abgesichertes Fundament zu geben. Solchen Unter-

suchungen stand aber lange eben das Vorurteil vom «alogischen» Zen entgegen, dem gemäss jede rationale Analyse den eigentlichen Inhalt der Texte gerade verfehlen musste. Ziel unseres Projektes ist nun, mithilfe der Anwendung von analytischen Methoden aus der Semiotik, Narratologie und systematischen Rhetorik zu einer überprüfbar beschreibenden Beschreibung davon zu kommen, wie – mit welchen textlichen Mitteln – Dōgen seine Adressaten zur Übernahme und Umsetzung seiner Lehre zu bewegen versucht. Zusätzlich analysieren wir auch um vier Jahrhunderte ältere Texte des Begründers der Shingon-Schule des esoterischen Buddhismus, Kūkai, der in einem poetologischen Werk auch normative Aussagen aus älteren chinesischen Werken zu verschiedenen Stilmitteln, ihrer Klassifikation und ihrer Bewertung kompilierte. Solche Aussagen der untersuchten Autoren zur Einordnung und Bewertung von rhetorischen Techniken gehen ebenfalls in die Analyse ein, die damit auch den Katalog der systematischen Rhetorik zu erweitern sucht.

In Bezug auf Dōgen hat sich schnell gezeigt, dass die erwähnten Methoden sehr hilfreich sind, um beispielsweise Abschnittsgliederungen (die in den Quellen nicht durch räumliche Absetzung vorgenommen werden) anhand von nachvollziehbaren sprachlichen Kriterien vorzunehmen und damit zu einem klareren Bild des Gedankenganges zu bekommen. Ausserdem ist festzustellen, dass Dōgen mit dem Prinzip des ausgeschlossenen Dritten argumentiert, bzw. überhaupt begründende Sequenzen benutzt, um seine Lehre plausibel zu machen – also durchaus auf logische Regeln rekurriert. Zugleich lassen sich paradoxe Wendungen häufig logisch entschärfen, wenn die kommunikative Funktion der Texte beachtet wird, die als Unterweisungen und Anweisungen für den Schülerkreis gedacht sind. Sie werden nämlich vielfach mit der Aufforderung verbunden, eine bestimmte Sichtweise (und dann eine andere, gegensätzliche) in der meditativen Übung auszuloten.

Auch hier versuchen wir also, durch eine genauere Analyse der sprachlichen Gestaltung und der im Text vorfindlichen semantischen, syntaktischen und pragmatischen Beziehungen zunächst einmal ein klareres Bild der «Eigenwelt» der Texte zu bekommen, um darüber dann rezipierten Vorstellungen zu begegnen und differenzierte Aussagen zu den relevanten Welt- und Menschenbildern der untersuchten Quellen treffen zu können.

Mit diesem Projekt haben wir gleichzeitig wissenschaftliches Neuland betreten, da sich Untersuchungen zur Rhetorik japanischer buddhistischer

⁷ Vgl. dazu vom Autor: «Übersetzung und theoretische Rekonstruktion am Beispiel von Dōgen: Genjōkōan», in: *Hōrin. Vergleichende Studien zur japanischen Kultur* 9 (2002), S. 117-144.

Quellen in der europäischsprachigen Literatur bisher auf die Verwendung von bestimmten Topoi konzentrierten. Die japanische Dōgen- wie Kūkai-Forschung teilt sich dagegen weitgehend auf die zwei Gebiete textgeschichtlicher bzw. biographischer und dogmatisch-hermeneutischer Untersuchungen auf. Hinzu kommen allenfalls noch sprachgeschichtliche Forschungen. Dies mag angesichts der prominenten Stellung beider Autoren im Kanon der japanischen Literatur überraschen. Aber die japanische Nationalphilologie ist wegen ihrer sprachlichen Bindung nur marginal von den erwähnten Methoden berührt

worden, da die einschlägigen Theorien allenfalls von japanischen Romanisten, Anglisten und Germanisten zur Kenntnis genommen wurden. Gleichzeitig haben ältere japanische Texte bisher kaum Eingang in systematische Überlegungen zur Rhetorik gefunden. Hier bietet sich also eine Chance für einen genuinen Beitrag der ausserjapanischen Japanologie, die als kleines Fach schon strukturell gehalten ist, sich methodisch breit zu informieren – die aber durch den Einbezug von Quellen, die bisher in der Theoriebildung nicht diskutiert wurden, auch in systematischer Richtung fruchtbar werden kann. ■

Indogermanistik

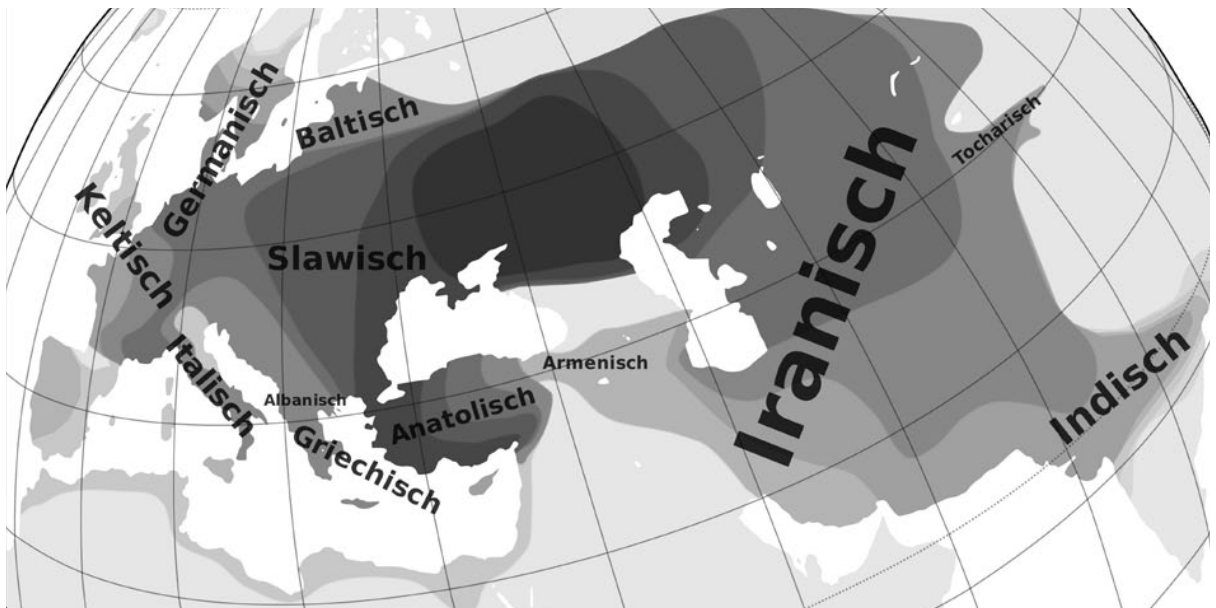
Karin Stüber*

Gegenstand und Geschichte des Fachs

Die Indogermanistik oder Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft befasst sich mit jenen Sprachen, die zur indogermanischen Sprachfamilie zusammengefasst werden. Dazu gehören zwölf grössere Sprachzweige, die oft ihrerseits wieder mehrere Sprachen umfassen: Indisch (u. a. †Sanskrit, Hindi, Urdu), †Tocharisch, Iranisch (u. a. †Avestisch, Persisch, Pashto, Kurdisch), Armenisch, †Anatolisch (u. a. †Hethitisch, †Luwisch, †Lykisch), Griechisch, Albanisch, Slawisch (u.a. Russisch, Polnisch, Tschechisch, Serbisch, Kroatisch, Bulgarisch), Baltisch (Litauisch, Lettisch, †Altpreussisch), Italisch (u. a. †Latein, daraus Französisch, Italienisch, Spanisch etc.; †Oskisch, †Umbri- sch), Keltisch (u. a. †Gallisch, †Keltiberisch, Irisch, Walisisch), Germanisch (u. a. †Gotisch, Deutsch, Englisch, Niederländisch, Isländisch, Schwedisch,

Dänisch). Dazu kommen einige schlecht bezeugte Trümmersprachen wie †Phrygisch, †Thrakisch oder †Messapisch. Die Bezeichnung «indogermanisch» ist als Klammerbegriff zu verstehen, der von den beiden Sprachgruppen ausgeht, die sich geographisch am südöstlichen bzw. nordwestlichen Rand der Sprachfamilie befinden. Im nicht-deutschsprachigen Raum spricht man in der Regel von «indoeuropäisch» (engl. Indo-European, franz. indo-européen).

Die Ähnlichkeiten zwischen einzelnen indogermanischen Sprachen sind oft auch für Laien augenfällig. Das zeigt etwa ein Vergleich der Wörter für «3» in einigen modernen Sprachen: deutsch *drei*, englisch *three*, italienisch *tre*, litauisch *tryš*, russisch *tri*, irisch *tri* und bengali *tri* klingen alle ähnlich, während die Entsprechungen aus nicht-indogermanischen Sprachen, wie beispielsweise türkisch *üç*, hebräisch *šəloša*,



Verbreitung der indogermanischen Sprachzweige zum Zeitpunkt ihrer jeweils frühesten Bezeugung.

Karte: Dieter Bachmann.

* Universität Zürich, Indogermanisches Seminar,
Rämistrasse 68, 8001 Zürich.

E-mail: stueber@indoger.uzh.ch

Karin Stüber, Dr. (PhD), ist seit Juli 2007 SNF-Förderungsprofessorin am Indogermanischen Seminar der Universität Zürich. Sie studierte in Zürich Griechische Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Indogermanistik, promovierte 1998 an der National University of Ireland, Maynooth und habilitierte sich 2002 an der Universität Zürich für Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft. Von 2006 bis 2007 nahm sie eine dreisemestrige Gastprofessur an der Universität Wien wahr.

malaysisch *tiga* oder chinesisch *san*, eine ganz andere Lautgestalt haben. Frappant sind insbesondere auch Übereinstimmungen in der Flexion, etwa der Nominativ Singular lateinisch *equus*, griechisch *hippos*, altindisch *aśvas* «Pferd» gegenüber dem Akkusativ Singular *equum*, *hippon*, *aśvam*. Und wer könnte an Zufall glauben, wenn er deutsch 3. Singular *ist*, 3. Plural sind neben lateinisch *est*, *sunt*, altindisch *asti*, *santi* und altkirchenslawisch *jestъ*, *sqtъ* sieht?

Solche Übereinstimmungen zwischen den indogermanischen Sprachen fielen immer wieder einzelnen Gelehrten auf, und bereits im 17. Jahrhundert formulierte der Niederländer Marcus van Boxhorn erstmals die These einer gemeinsamen Ursprache, die er mit

dem Skythischen gleichsetzte.¹ Da seine Theorien neben einem richtigen Kern auch viel Abenteuerliches enthielten, konnten sie sich nicht durchsetzen und gerieten in Vergessenheit. Als eigentlicher Begründer der Indogermanistik gilt daher der Deutsche Franz Bopp, der als erster nicht nur einzelne Wörter, sondern auch grammatische Formen systematisch miteinander verglich. Als Geburtsstunde der Disziplin wird gern das Jahr 1816 genannt, in dem Bopps grundlegende Schrift über die Konjugation des Indogermanischen erschien.² In den Jahren 1833 bis 1852 publizierte Bopp dann die sechs Bände seiner vergleichenden Grammatik, die zusätzlich das Litauische, also eine baltische Sprache, miteinbezog.³ Erst damit stand die Indogermanistik erstmals auf einer soliden Grundlage. Sie ist also im Vergleich mit anderen geisteswissenschaftlichen Fächern eine eher junge Disziplin.

Die Grundthese der Indogermanistik besagt, dass alle indogermanischen Sprachen auf eine gemeinsame Ursprache zurückgehen, die uns jedoch nicht direkt überliefert ist. Die beiden Hauptaufgaben der Indogermanistik sind einerseits die Rekonstruktion dieser indogermanischen Grundsprache, des Urindogermanischen, mit Hilfe der historisch-vergleichenden Methode, andererseits die Herleitung der belegten Einzelsprachen aus dieser Grundsprache. Grundlegend für die angewendete Methode ist die Erkenntnis, dass lautlicher Wandel durch Lautgesetze beschrieben werden kann, die ausnahmslos sind. Diese These wurde erstmals von den Junggrammatikern formuliert, einer Gruppe von Sprachwissenschaftlern im ausgehenden 19. Jahrhundert. Einer ihrer prominentesten Vertreter war Karl Brugmann, dessen Grundriss⁴ zu einem Standardwerk wurde, das, wenn auch im Einzelnen überholt, bis heute unersetzt geblieben ist.

Nun beruht nicht jede Übereinstimmung zwischen zwei Sprachen auf gemeinsamem Erbe. Gerade im Bereich des Lexikons muss auch mit Entlehnungen aus einer Sprache in die andere oder aus einer dritten Sprache gerechnet werden. So sind deutsch *Tee* und französisch *thé* natürlich nicht urverwandt, sondern beide aus einer gemeinsamen Quelle entlehnt. Aber auch vor zufälligen Übereinstimmungen muss sich der Sprachwissenschaftler hüten. So haben zwar

deutsch haben und lateinisch habere eine ähnliche Lautgestalt und eine ähnliche Bedeutung, sind aber nicht miteinander verwandt.

Das wichtigste Prinzip der vergleichenden Rekonstruktion sind daher die wiederkehrenden Lautentsprechungen. Derselbe Laut *x* der Sprache A muss unter denselben Umständen stets demselben Laut *y* in Sprache B entsprechen. So ist etwa griechisch *kléos* «Ruhm» mit altindisch *śrávas* «Ruhm» urverwandt, da die Entsprechungen *k* vs. *ś*, *l* vs. *r*, *e* vs. *a*, *Ø* vs. *v* zwischen Vokalen und *o* vs. *a* in zahlreichen anderen Gleichungen wiederkehren und somit systematisch sind. Umgekehrt entspricht ein deutsches *h-* in der Regel einem lateinischen *c-* (z.B. *hundert* vs. *centum*), ein *b* im Inlaut einem lateinischen *p* (z.B. *über* vs. *super*), was *haben* und *habere* als Scheingleichung erweist.

Die vergleichende Rekonstruktion erlaubt es, aufgrund der Entsprechung griechisch *kléos* – altindisch *śrávas* eine grundsprachliche Form **k'léwos* anzusetzen. Damit ist aber erst die Hälfte der Arbeit getan. Die zweite Aufgabe des Indogermanisten besteht darin, die einzelsprachlichen Formen, also *kléos* und *śrávas*, aus dieser gemeinsamen Vorform zu erklären. Dazu werden Lautgesetze aufgestellt, also etwa die Regel, dass **w* im Griechischen zwischen Vokalen schwindet, oder dass **k'* (palatales *k*) im Altindischen zu einem Sibilanten *ś* wird, dass **l* dort zu *r* wird und sowohl **e* als auch **o* zu *a*. Lautgesetze werden als Formeln dargestellt, die durchaus an mathematische Notationen erinnern. Die Formel $w > \emptyset / V _ V$ besagt etwa, dass *w* in der Stellung zwischen zwei Vokalen (Symbol *V*) zu *Ø* wird, also schwindet.

Neben der vergleichenden Rekonstruktion steht die interne Rekonstruktion, die von Variationen innerhalb ein und derselben Sprache ausgeht. Im Griechischen beispielsweise heisst der Genitiv Singular zu *génos* «Geschlecht» *géneos*, während der Dativ Plural *génessi* lautet. Die Endungen *-os* und *-si* sind von anderen Stammklassen her gut bekannt. Die Basis, an die sie treten, hat nun aber in diesem Fall zwei Varianten, einmal *géne-*, das andere Mal *génes-*. Man spricht in einem solchen Fall von Allomorphen. Der Verdacht liegt nun nahe, dass das eine Allomorph durch lautliche Prozesse aus dem anderen hervorgegangen ist. Tatsächlich gilt im Griechischen ein Lautgesetz, dass *s* zwischen Vokalen schwindet. Demgemäss kann die Form *géneos* auf älteres **génesos* zurückgehen, so dass also auch hier ursprünglich **génes-* vorliegt. In diesem Fall wird die intern rekonstruierte Form **géneos* auch durch die vergleichende Rekonstruktion bestätigt, da das *s* in der altindischen Entsprechung *jánasas* «des Geschlechts» noch vorhanden ist.

¹ Erste Erwähnung in einem Brief an Nikolaus Blancard vom Oktober 1647, s. Marcus Zuerius Boxhorn: *Epistolae & poemata*, Amsterdam 1662, 218-220.

² Franz Bopp: *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griech., latein., pers. und german. Sprache*, Frankfurt 1816.

³ Franz Bopp: *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griech., Latein., Litthau., Goth. und Deutschen*, Berlin 1833-52. Mit Zend ist das Avestische, eine iranische Sprache gemeint.

⁴ Karl Brugmann: *Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*, 1. Auflage Strassburg 1886 – 1893.

Quellen

Das Material, mit dem die Indogermanistik arbeitet, sind die uns überlieferten Texte in den verschiedenen Einzelsprachen. Dabei werden jeweils möglichst die ältesten Quellen verwendet, also etwa das Griechische Homers oder die Veden, die ältesten Zeugnisse des Altindischen. Die Überlieferung ist für die einzelnen Sprachen und Sprachzweige sehr divers. Zeitlich reichen die frühesten Quellen von der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus (Hethitisch, mykenisches Griechisch) bis zur Mitte des zweiten Jahrtausends nach Christus (baltische Sprachen, Albanisch). Auch die Natur der Texte und ihre Überlieferungsform sind höchst unterschiedlich. Hethitische Staatsverträge stehen den religiösen Dichtungen des Rigveda und Avesta gegenüber, magische Inschriften auf Gallisch der gotischen Bibelübersetzung. Der Indogermanist sieht sich mit keilschriftlichen Texten auf Tontafeln genauso konfrontiert wie mit mittelalterlichen Manuskripten, mit monumentalen Steininschriften genauso wie mit beschrifteten Alltagsgegenständen wie Spinnwirteln (Gewichten von Handspindeln).

Grundsätzlich gilt es zu unterscheiden zwischen Grosskorpusssprachen und Trümmersprachen. Grosskorpusssprachen sind solche, von denen wir ein umfangreiches Korpus an Texten besitzen und deren Lexikon und Grammatik einigermaßen vollständig bekannt sind. Dazu gehören etwa die klassischen Sprachen Latein und Griechisch oder das Altindische. Trümmersprachen dagegen sind, wie schon ihr Name sagt, nur bruchstückhaft überliefert, meist in Form von Inschriften. Hier ist nur ein kleiner Teil des Lexikons und der Grammatik bekannt, und jeder Neufund kann eine wesentliche Erweiterung unserer Kenntnisse bewirken.

Aber auch die Grosskorpusssprachen bieten ihre Schwierigkeiten. Oft gehören gerade die ältesten Texte einer einzigen Textgattung an, die ihre eigenen Besonderheiten in Bezug auf Vokabular und Stil aufweist. So sind etwa die altindischen Veden metrische Texte mit ihren besonderen Gesetzen beispielsweise bezüglich Wortstellung, während die frühesten Prosatexte des Altindischen einer deutlich späteren Sprachstufe angehören. Das Textmaterial aus der eigentlichen altirischen Periode (700 – 900 n. Chr.) besteht in der Mehrzahl aus Glossen zu lateinischen Texten, also aus Einzelsätzen, die nicht nur ein eingeschränktes Vokabular sondern mancherorts auch deutliche lateinische Einflüsse auf Lexikon und Syntax zeigen. Längere zusammenhängende Texte sind erst in mittellirischer Zeit überliefert. Diese beiden Beispiele illustrieren, wie sehr unsere Kenntnis der einzelnen Sprachen von der jeweiligen Überlieferungssituation abhängt. Der Umgang mit «toten» Sprachen bedeutet, damit zu leben,

dass das uns zufällig zur Verfügung stehende Material nicht alle Fragen beantworten kann. Die Möglichkeit, Muttersprachler zu befragen, bleibt dem Indogermanisten verschlossen.

In Bezug auf ihre Quellen hat die Indogermanistik seit Bopp und Brugmann einige wesentliche Neuerungen zu verzeichnen. Einer Sensation kam es gleich, als der Tscheche Bedrich Hrozny während des ersten Weltkriegs seine Erkenntnis publizierte, dass das Hethitische, eine keilschriftlich überlieferte Sprache, die im zweiten Jahrtausend vor Christus in Anatolien gesprochen wurde, als indogermanisch zu bestimmen sei.⁵ Damit gesellte sich ein neuer Zweig zur indogermanischen Sprachfamilie, nämlich das Anatolische. Mehr noch, diese neu entdeckte Sprache war gleichzeitig die am frühesten bezugte indogermanische Sprache überhaupt, womit ihr für die Rekonstruktion zentrale Bedeutung zukam.

Umso grösseres Erstaunen rief die nähere Beschäftigung mit dem Hethitischen hervor, denn im Vergleich etwa mit dem Altindischen oder Griechischen weist es eine ausgesprochen simple Grammatik auf. Viele Kategorien, die zuvor für die Grundsprache rekonstruiert worden waren, wie das feminine Genus oder die Modi Konjunktiv und Optativ, fehlen. Es stellte sich somit die grundsätzliche Frage, ob mit Verlust dieser Kategorien im Hethitischen zu rechnen ist, oder aber ob das Hethitische eine frühere Sprachstufe reflektiert, die diese Kategorien noch nicht kannte. Die zweite Annahme führte in letzter Konsequenz zur sogenannten Indo-Hittite-Hypothese⁶, die davon ausgeht, dass das Hethitische nicht auf derselben Ebene steht wie die übrigen indogermanischen Sprachen, sondern dass eine frühere Stufe, das Indo-Hittite, sich einerseits ins Hethitische (bzw. Anatolische), andererseits ins Urindogermanische aufgespalten hätte. Auch wenn die These in dieser Radikalität nurmehr wenige Anhänger hat, so sind sich doch viele Indogermanisten heute einig, dass sich der anatolische Sprachzweig, zu dem das Hethitische gehört, als erster von der indogermanischen Sprachgemeinschaft abspaltete. Viele Einzelheiten in Bezug auf die Stellung des Anatolischen bleiben aber bis heute umstritten.

Das Hethitische bescherte der Indogermanistik aber auch eine der schönsten Bestätigungen der internen Rekonstruktion in ihrer Geschichte. Bereits im Jahre 1879 hatte der Genfer Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure postuliert, dass es in der indogermanischen Grundsprache Laute gegeben haben müsse, die in keiner Sprache direkt fortgesetzt werden, die

⁵ Bedrich Hrozny: Die Sprache der Hethiter, Leipzig 1916/1917.

⁶ Edgar Sturtevant: On the position of Hittite among the Indo-European languages, *Language* 2 (1926) 25-34.

aber Wirkungen auf benachbarte Vokale hatten, indem sie Kurzvokale zu Langvokalen dehnten und indem sie ein *e* zu *a* bzw. *o* umfärbten⁷. De Saussure nannte diese Laute «coefficients sonantiques», ein Jahr später prägte Hermann Møller dafür den Begriff der Laryngale, der sich bis heute gehalten hat. De Saussures These stiess auf grosse Skepsis, bis fast fünfzig Jahre später der polnische Gelehrte Jerzy Kuryłowicz erkannte, dass der eine dieser insgesamt drei Laryngale im Hethitischen tatsächlich fortgesetzt wird, nämlich als Reibelaut *ḫ*⁸. Damit war de Saussures These zumindest in Teilen durch die externe Rekonstruktion bestätigt, was der Laryngaltheorie schliesslich zum Durchbruch verhalf.

Der zweite zuvor komplett unbekanntes Sprachzweig, der Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckt wurde, ist das Tocharische. Tocharisch wurde in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends nach Christus im Tarimbecken (Seidenstrasse, heute im Nordwesten Chinas) gesprochen. Überliefert sind Handschriften in der nordindischen Brahmi-Schrift, die überwiegend Übersetzungen buddhistischer Werke aus dem Sanskrit enthalten. Die Entzifferung und Einordnung als indogermanische Sprache gelang 1908 Emil Sieg und Wilhelm Siegling⁹. Wegen seiner vergleichsweise späten Überlieferung ist das Tocharische für die Indogermanistik allerdings längst nicht so zentral wie das Hethitische. Es steht auf einer sehr viel späteren Sprachstufe, hat sich also schon sehr viel weiter vom Urindogermanischen entfernt.

Neue Sprachzweige wurden zwar seit dem Hethitischen und Tocharischen nicht mehr entdeckt, in einigen bereits bekannten kamen aber wesentliche neue Quellen hinzu. Mit der Entzifferung der Linear B-Schrift Mitte des 20. Jahrhunderts durch Michael Ventris und John Chadwick wurde eine griechische Sprachstufe erschlossen, die um ein halbes Jahrtausend älter war als Homer und wichtige neue Erkenntnisse brachte. Ähnlich wie das Hethitische bestätigte auch das Mykenische unverhofft eine zuvor aufgestellte These. Aufgrund des Vergleichs der verschiedenen griechischen Dialekte hatte die Sprachwissenschaft für das Urgriechische, also für diejenige Sprachstufe, auf die alle griechischen Dialekte zurückgehen, die Existenz eines Lauts *k^w* postuliert, eines sogenannten Labiovelars, der ungefähr unserem deutschen *q* ent-

spricht. In den späteren Dialekten existiert dieses *k^w* nicht mehr, sondern ist je nach Umgebung als *k*, *p* oder *t* fortgesetzt. Im Mykenischen hingegen tauchten nun plötzlich solche Labiovelare auf und erwiesen, dass ihre Rekonstruktion zurecht erfolgt war.

Auch im Bereich des Keltischen ergaben sich seit den Anfängen der Indogermanistik grosse Veränderungen. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts rechnete niemand mit einer keltischen Sprache auf der iberischen Halbinsel. Die Entzifferung der iberischen Schrift durch Manuel Gómez-Moreno 1922 vermehrte auf einen Schlag das geringe zur Verfügung stehende inschriftliche Material und führte den spanischen Forscher zur Vermutung, dass in vorrömischer Zeit neben der nicht-indogermanischen Sprache Iberisch auch ein keltisches Idiom auf der iberischen Halbinsel gesprochen wurde. Systematisch erschlossen wurden die Texte in den 40er Jahren durch Antonio Tovar, aber erst mit dem Fund einer längeren Inschrift, nämlich der ersten Bronzetafel von Botorrita (publiziert 1974), wurden Aussagen zur grammatischen Struktur des Keltiberischen möglich. Ähnlich wurde auch das Studium des Gallischen erst durch das Auftauchen umfangreicherer Inschriften in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts auf eine solide Grundlage gestellt.

Archäologische Grabungen bringen auch heute noch regelmässig neue keltiberische und gallische Inschriften an den Tag, die den Forscher immer wieder zwingen, sein Bild dieser Sprachen zu revidieren. Aber auch im Bereich der anatolischen Sprachen und des Tocharischen erweitert sich unsere Materialbasis dank der Aufarbeitung bisher unpublizierter Texte immer mehr. Dies zeigt, dass die Indogermanistik, auch wenn sie sich mit «toten» Sprachen und Jahrtausende alten Texten beschäftigt, durchaus lebendig und im Fluss ist.

Breite des Fachs und Berührungspunkte mit Nachbardisziplinen

Die bisherigen Ausführungen dürften verdeutlicht haben, dass die Indogermanistik zwar in Bezug auf Studierendenzahlen und die Anzahl Lehrstühle weltweit ein kleines Fach sein mag, dass sie bezüglich ihrer inhaltlichen Spannweite aber ein sehr grosses Fach ist. Zu gross als dass ein einzelner Indogermanist alle Bereiche gleich gut beherrschen könnte. Zu gross auch, als dass ein einzelnes Institut Kurse zu allen Sprachen in gleicher Tiefe anbieten könnte. Spezialisierung ist daher notwendig und üblich.

Dabei gibt es allerdings Sprachen, die für die Rekonstruktion unverzichtbar sind und in denen jeder Indogermanist eine gewisse Kompetenz erwerben

⁷ Ferdinand de Saussure: *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes*, Leipzig 1879

⁸ Jerzy Kuryłowicz: *ḫ indo-européen et ḫ hittite*, in: *Festschrift I. Rozwadowski I*, Krakau 1927, 95-104.

⁹ Emil Sieg, Wilhelm Siegling: 'Tocharisch, die Sprache der Indoskythen. Vorläufige Bemerkungen über eine bisher unbekanntes indogermanische Literatursprache', in: *Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften* 1908, 915-934.

muss. Dazu gehören zumindest das Altindische, Griechische und Hethitische. Altindisch und Griechisch sind wegen ihrer frühen Bezeugung und ihrer archaischen Sprachstruktur seit den Anfängen des Fachs die beiden wichtigsten Pfeiler der Rekonstruktion. Auf die zentrale Stellung des Hethitischen, das nicht nur die am frühesten bezeugte indogermanische Sprache ist, sondern gleichzeitig auch eine kritische Auseinandersetzung mit dem traditionellen Rekonstruktionsmodell erfordert, wurde bereits hingewiesen.

Meist gehört aus praktischen Gründen auch die Beschäftigung mit dem Lateinischen zur indogermanistischen Grundausbildung, da die Studierenden oft Grundkenntnisse bereits aus der Schule mitbringen. Das übrige Angebot hängt stark von den Vorlieben des jeweiligen Lehrstuhlinhabers bzw. der weiteren zur Verfügung stehenden Lehrpersonen ab. Einführende Kurse zum Avestischen, Gotischen, Litauischen und Altkirchenslavischen werden an den meisten Instituten regelmässig angeboten. Bei diesen Sprachen handelt es sich um die aus Sicht der Rekonstruktion wichtigsten Vertreter ihrer jeweiligen Sprachzweige (Iranisch, Germanisch, Baltisch, Slavisch), die ausserdem durch Handbücher verhältnismässig gut erschlossen sind.

Hingegen sind die inselkeltischen Sprachen (am wichtigsten Altirisch und Walisisch) sowie das Tocharische, Armenische und Albanische schwerer zugänglich und verlangen Spezialisten, die nicht überall vorhanden sind. Insbesondere die beiden letztgenannten sind aber auch für die Rekonstruktion wenig ergiebig, was die Beschäftigung mit ihnen für den durchschnittlichen Indogermanisten wenig attraktiv macht. Dies gilt auch für Trümmersprachen wie Oskisch und Umbrisch (Italisch), Gallisch und Keltiberisch (Keltisch), Altpreuussisch (Baltisch) oder auch Phrygisch und Messapisch. Hier ist die Situation eher umgekehrt, indem der Sprachvergleich das Verständnis der jeweiligen Einzelsprache erschliesst, während diese nur in seltenen Fällen einen Beitrag zur Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache leistet. Das soll nun aber nicht bedeuteten, dass das Studium der weniger zentralen indogermanischen Einzelsprachen in sich weniger lohnend sei. Indogermanisten, die sich in einem solchen Gebiet spezialisieren, haben weniger die Rekonstruktion der Grundsprache im Auge als die zweite grundlegende Aufgabe der Indogermanistik, die Erklärung der einzelsprachlichen Lexika und Grammatiken aus dieser Grundsprache.

Spezialisten gibt es aber natürlich auch für die zentraleren Sprachen. Sie unterscheiden sich von den Generalisten nicht nur durch ihre besseren Kenntnisse der jeweiligen Einzelsprache, sondern auch dadurch, dass sie weitere Sprachen aus demselben Sprachzweig miteinbeziehen. Wer sich etwa vertieft mit dem Aves-

tischen auseinandersetzt, wird nicht umhinkommen, auch das Altpersische und die mitteliranischen Sprachen zu studieren. Ein Spezialist für Germanisch wird nicht nur Gotisch, sondern auch Althochdeutsch, Altnordisch, Altenglisch und Altsächsisch beherrschen, einer für Slavisch nicht nur Altbulgarisch (Altkirchenslavisch), sondern auch Russisch, Tschechisch, Polnisch, Serbisch etc. Der Indogermanist bewegt sich stets irgendwo auf einer Achse zwischen Generalistentum und Spezialistentum. In den allermeisten Fällen setzt er Schwerpunkte in einzelnen Sprachen oder Sprachzweigen und ist gleichzeitig auch Vedist (Spezialist für die altindischen Veden) oder Gräzist, Iranist oder Latinist, Baltist oder Albanologe, Tocharologe oder Keltologe.

Aus all dem wird auch deutlich, dass die Berührungspunkte der Indogermanistik mit den Philologien der Einzelsprachen sehr zahlreich sind. Die Philologien sind unverzichtbare Partner der vergleichenden Sprachwissenschaft, denn ohne ein gründliches Studium der Texte fehlt dem Indogermanisten die Grundlage, auf der seine Rekonstrukte aufbauen. Andererseits kann die Indogermanistik durch ihre vergleichende Perspektive oft ihrerseits einen Beitrag zum Verständnis schwieriger Textpassagen leisten, beispielsweise durch die Klärung der Etymologie und damit auch der Bedeutung eines synchron dunklen Wortes. Traditionell sind es auch Indogermanisten, die als Verfasser historisch ausgerichteter Handbücher wie etymologischer Wörterbücher und historischer Grammatiken auftreten, da für diese der Sprachvergleich grundlegend ist.

Besonders wichtig ist wegen der zentralen Stellung des Altindischen und Griechischen im Fach die Zusammenarbeit mit der Indologie und der klassischen Philologie. Aber auch mit der Slavistik, Germanistik, Anglistik und Nordistik ergeben sich gemeinsame Betätigungsfelder, insbesondere dort, wo diese Fächer sich mit den ältesten Quellen auseinandersetzen (Altkirchenslavisch, Althochdeutsch, Altenglisch, Altnordisch). Andere Spezialphilologien wären zwar nicht weniger wichtig, sind in der heutigen Hochschullandschaft aber nur an ganz wenigen Orten vertreten, so die Iranistik, Hethitologie, Albanologie, Baltistik oder Keltologie.

Wo keine Spezialisten zur Verfügung stehen, muss der Indogermanist selbst zum Philologen werden, und tatsächlich fällt etwa die Edition von Texten nicht selten in seinen Aufgabenbereich. Dies gilt erst recht für Sprachen, für die sich keine eigenen Philologien etabliert haben, etwa für das Tocharische oder für nur inschriftlich überlieferte Sprachen wie die kleineren italischen Sprachen (Oskisch, Umbrisch) und das Festlandkeltische (Gallisch, Keltiberisch).

Die Zusammenarbeit mit Einzelphilologien ist nicht auf die Forschung beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf die Lehre. Auch hier geschieht der Austausch in beide Richtungen. Einerseits bieten die Philologien Kurse in altindogermanischen Sprachen wie Altkirchenslavisch (Slavistik), Althochdeutsch (Germanistik), Altnordisch (Nordistik) oder Altenglisch (Anglistik) an. Andererseits ist es traditionell die Indogermanistik, welche die sprachwissenschaftliche Ausbildung in Latein und Griechisch übernimmt.

Es sind aber nicht nur die Philologien, die sich mit den für die Indogermanistik zentralen Texten beschäftigen. Berührungspunkte ergeben sich auch mit der Alten Geschichte, etwa im Bereich der griechischen und lateinischen Epigraphik oder der hethitischen Gesetze und Staatsverträge. Wo die ältesten Texte religiöser Natur sind wie die Veden (Altindisch) und das Avesta (Iranisch), da sind sie andererseits auch Gegenstand der Religionswissenschaft. Oft können sich die Sicht auf den Inhalt des Historikers oder Religionswissenschaftlers und die Sicht auf den sprachlichen Ausdruck des Indogermanisten ergänzen und ihre Zusammenarbeit zu einem tieferen Verständnis des Textes beitragen.

Den Blick auf die Sprache selbst teilt die Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft mit anderen Sprachwissenschaften. Was sie von den Linguistiken der Einzelsprachen unterscheidet, ist in erster Linie die historisch-vergleichende Herangehensweise. Auch wo der Indogermanist sich mit einer einzelnen Sprache auseinandersetzt, wird er immer versuchen, die Ausdrucksformen dieser Sprache historisch und durch den Sprachvergleich zu erklären. Ebenfalls vergleichend arbeitet die Allgemeine Sprachwissenschaft, deren Ausrichtung aber in erster Linie synchron ist, nicht historisch. Andererseits beschränkt sie sich nicht auf die indogermanische Sprachfamilie, sondern hat alle Sprachen der Welt zu ihrem Gegenstand. Ihr Ziel ist es, die Vielfalt der sprachlichen Strukturen zu erfassen und diese typologisch zu vergleichen, unabhängig davon, ob die betreffenden Sprachen miteinander verwandt sind oder nicht. Die enge Verbindung zwischen Indogermanistik und Allgemeiner Sprachwissenschaft ist vielerorts auch institutionell verankert, indem beide Disziplinen in einem Institut zusammengefasst sind.

Die Zusammenarbeit mit der Allgemeinen Sprachwissenschaft und der Einbezug ihrer Methoden werden für die Indogermanistik zunehmend wichtig. Der Blick auf sprachliche Strukturen in nicht-indogermanischen Sprachen erweitert den Horizont und lässt vertraute Erscheinungen in einem neuen Licht erscheinen. Scheinbar Alltägliches kann sich als typologisch selten und damit als besonderes Merkmal der indogermanischen Sprachen erweisen, umgekehrt

kann ein innerhalb der Indogermania einzigartiges Phänomen im weltweiten Vergleich als durchaus geläufig erscheinen. Die historische Ausrichtung der Indogermanistik hat aber auch der Allgemeinen Sprachwissenschaft einiges zu bieten. Diese bezieht mehr und mehr auch die historische Komponente mit ein, etwa in ihren Theorien zur Grammatikalisierung. Hier bieten die indogermanischen Sprachen mit ihrer einmalig langen Überlieferungsgeschichte wertvolles Material, anhand dessen historische Prozesse direkt verfolgt werden können.

Die Entwicklungen in der Allgemeinen Sprachwissenschaft und in den modernen Linguistiken stellen die Indogermanistik auch vor neue Herausforderungen. Sowohl die rekonstruierte Grundsprache als auch die Herleitung der Einzelsprachen daraus werden unter Umständen durch Erkenntnisse aus der Typologie in Frage gestellt. Die Auseinandersetzung mit solchen Diskrepanzen kann zu neuen Lösungen führen. Auch Theorien aus den Linguistiken moderner Sprachen, die den Vorteil haben, auf die Befragung von Muttersprachlern zurückgreifen zu können, können fallweise gewinnbringend auf die altindogermanischen Sprachen angewandt werden.

Eine junge Disziplin innerhalb der Sprachwissenschaften ist die Korpuslinguistik, die digitalisierte Textkorpora mit computergestützten Methoden linguistisch analysiert. Die Erstellung der Textkorpora erfolgt in enger Zusammenarbeit mit der Computerlinguistik. Die Korpuslinguistik hat sich in den modernen Sprachwissenschaften wie der Germanistik, Anglistik oder Romanistik heute fest etabliert. Da nun die Indogermanistik ebenfalls mit Korpora arbeitet, liegt es nahe, sich dieser Methoden zu bedienen. Hier ergeben sich allerdings verschiedene Probleme. Zum einen muss die Indogermanistik mit gegebenen Korpora arbeiten, die meist nicht als repräsentativ gelten können, sondern dem Zufall der Überlieferung verdankt sind. Das macht es problematisch, mit statistischen Methoden zu arbeiten.

Ein noch größeres Hindernis sind die technischen Schwierigkeiten bei der Herstellung von Korpora. Es existieren zwar bereits für die meisten wichtigen Texte elektronische Fassungen¹⁰, doch handelt es sich in der Regel um reinen Text, also um sogenannte Rohkorpora. Die Korpuslinguistik dagegen arbeitet mit annotierten Korpora, bei denen jedes einzelne Wort mit zusätzlichen Daten (Metadaten) bezüglich seiner Form und syntaktischen Funktion versehen ist. Aufgrund der Komplexität der altindogermanischen Sprachen ist es nun nicht möglich, solche annotierten

¹⁰ Ein Überblick mit weiteren Links findet sich auf folgender Website: <http://titus.uni-frankfurt.de/indexd.htm>

Korpora automatisch zu erstellen. Die Bestimmung von Form und Funktion muss vielmehr in Handarbeit erfolgen, was mit immensem Aufwand verbunden ist. Einen Eindruck davon kann vielleicht der Umstand vermitteln, dass mit der Herstellung einer annotierten Datenbank zum Rigveda, dem ältesten altindischen Text, im Rahmen des Zürcher Projekts «Familiengrammatiken des Rigveda»¹¹ drei Mitarbeiter mehr als zwei Jahre beschäftigt waren. Daneben muss berücksichtigt werden, dass die Interpretation einzelner Textstellen nicht immer eindeutig ist, dass also die Annotationen unter Umständen auf Annahmen beruhen, denen nicht alle Forscher zustimmen würden. Auch wo vielleicht einmal annotierte Korpora existieren werden, werden diese also doch niemals die Beschäftigung mit den individuellen Textpassagen ersetzen können.

Die zur Verfügung stehenden Rohkorpora erleichtern natürlich das Leben des heutigen Indogermanisten ungemein, da sie zumindest Wortsuchen ermöglichen. Auch hier bieten allerdings die altindogermanischen Sprachen oft besondere Schwierigkeiten. Die Komplexität der altindischen Verbalmorphologie etwa bringt es mit sich, dass die Wurzel *kar* «machen» in so diversen Formen wie *kṛnóti*, *karóti* «macht», *kuruté* «macht für sich», *ákar* «machte», *cakára* «hat gemacht», *kārayati* «lässt machen» oder *cikīrsati* «beabsichtigt zu machen» erscheint. Im Altirischen gehören zu *do-gní* «macht» etwa auch *-dénai* «macht», *do-gné*, *do-róna*, *-derna* «möge machen», *do-géna*, *-digneá* «wird machen», *do-géni*, *do-rigni*, *-dergni* «hat gemacht». Dazu kommt im Altirischen noch eine inkonsequente Orthographie und Mutationen des Wortanlauts im Satzzusammenhang, so dass ein und dieselbe Form, der Dativ Singular von *tairbert* «Lenken», als *tairbirt*, *thairbirt*, *terbirt*, *therbirt*, *toirbirt* oder *thoirbirt* erscheint. Es liegt auf der Hand, dass solche Variationen die automatische Suche wesentlich erschweren und in vielen Fällen ganz unmöglich machen. Solange annotierte Korpora fehlen, sind Wörterbücher und Konkordanzen daher weiterhin unverzichtbare Hilfsmittel.

Die Indogermanistik als Studienfach

An der Universität Zürich hat die Indogermanistik eine lange Tradition, die eng mit der Klassischen Philologie verwoben ist. Bei der Gründung der Universität im Jahr 1833 existierte zwar noch kein Lehrstuhl für das Fach, doch bot Bernhard Hirzel als Privatdozent in den ersten Jahren neben Vorlesungen in Orientalistik auch solche in Sanskrit (Altindisch) an. Hirzel zog sich allerdings 1837 aus der Wissenschaft

zurück und wurde Pfarrer in Pfäffikon. Eine gewisse Bekanntheit erlangte er als Anführer des Züriputsch am 6. September 1839.

Der erste Lehrstuhlinhaber war Heinrich Schweizer-Sidler, der sich 1841 für «Vergleichende Sprachforschung und klassische Philologie (Sanskrit)» habilitierte und 1849 zum Extraordinarius ernannt wurde. Ein Lehrstuhl wurde 1856 geschaffen, er gehörte dem Klassisch-Philologischen Seminar an. Auf Schweizer-Sidler folgte Adolf Kaegi, dessen Lehrumschreibung «Sanskrit, sowie indogermanische und klassische Philologie» lautete. Ein Begriff ist Kaegi Generationen von Griechischschülern durch seine Schulgrammatik¹² geworden. Mit den von ihnen verfassten Handbüchern sind auch die Namen der beiden nächsten Lehrstuhlinhaber untrennbar verbunden: Eduard Schwyzer und Manu Leumann. «Der Schwyzer» und «der Leumann» sind bis heute Standardwerke zur historischen Grammatik des Griechischen und Lateinischen¹³.

In die Wirkungszeit Leumanns fiel der Umzug des Klassisch-Philologischen Seminars aus dem Hauptgebäude an die Florhofgasse. Bei dieser Gelegenheit erhielt die Indogermanistik erstmals eigene Räume. In dieser Zeit, nämlich 1944 – 1958, wirkte aber noch ein weiterer Gelehrter mit klingendem Namen an der Universität Zürich: der Indogermanist und Keltologe Julius Pokorny, bekannt durch «den Pokorny», das immer noch unersetzte indogermanische etymologische Wörterbuch¹⁴. Pokorny war zuvor Ordinarius in Berlin gewesen und musste aus dem nationalsozialistischen Deutschland fliehen. Er unterrichtete insbesondere keltische Sprachen zunächst als Lehrbeauftragter, ab 1953 dann als Privatdozent.

Als Nachfolger Leumanns wurde 1959 Ernst Risch zum Ordinarius für «Indogermanische Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Latein und Sanskrit» ernannt, und auf ihn folgte nach mehrjähriger Vakanz 1986 der jetzige Lehrstuhlinhaber, George E. Dunkel. Gleichzeitig mit dessen Berufung erhielt das Fach sein eigenes Institut, das Indogermanische Seminar. Die enge Zusammenarbeit mit der Klassischen Philologie blieb aber bestehen, und noch heute ist die Indogermanistik für wesentliche Teile der sprachwissenschaftlichen Aus-

¹¹ SNF-Projekt 2006-2010, Leitung Prof. G. E. Dunkel und Dr. S. Scarlata. <http://www.research-projects.uzh.ch/p7734.htm>

¹² Adolf Kaegi: Kurzgefasste griechische Schulgrammatik, Berlin 1884 (diverse Neuauflagen).

¹³ Eduard Schwyzer: Griechische Grammatik, München 1950 und 1953 (Handbuch der Altertumswissenschaft II.1); Manu Leumann: Lateinische Grammatik I: Lateinische Laut- und Formenlehre, München 1970 (Handbuch der Altertumswissenschaft II.2.1).

¹⁴ Julius Pokorny: Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, Bern 1959.

bildung der Klassischen Philologen zuständig, nicht nur für Lehrveranstaltungen, sondern auch für die Betreuung von Arbeiten und für Abschlussprüfungen. Die Nebenfächer Lateinische Sprachwissenschaft und Griechische Sprachwissenschaft werden sogar zur Gänze vom Indogermanischen Seminar getragen. Innerhalb des Indogermanischen Seminars erfolgte 1989 die Einrichtung der Abteilung für Indologie mit einem eigenen Lehrstuhl. Dieser war fortan für die nachvedische Sprache und Literatur zuständig, während die Beschäftigung mit den ältesten Texten, den Veden, weiterhin Aufgabe der Indogermanistik ist.

Auch noch Risch widmete sich in erster Linie den klassischen Sprachen und wurde insbesondere durch seine Arbeiten zur Sprache Homers und zu den griechischen Dialekten einschliesslich des Mykenischen bekannt. In Abkehr von dieser Tradition beschäftigt sich Dunkel seit vielen Jahren mit dem sprachvergleichenden Studium einer bisher vernachlässigten Wortart, nämlich der Partikeln. Der Begriff umfasst nicht nur Satzpartikeln im engeren Sinn, sondern auch etwa Präverbien, Präpositionen, Adverbien und Konjunktionen. Ein umfassendes Lexikon, das seine Wurzeln in einem vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Forschungsprojekt¹⁵ hat, steht kurz vor der Publikation.

Seit 2007 wirkt die Autorin als SNF-Förderungsprofessorin am Indogermanischen Seminar. Sie leitet ein Forschungsprojekt zu den «Verbalnomina im Indoiranischen und Keltischen»¹⁶, das sich mit der Funktion und Weiterentwicklung von Verbalabstrakta in diesen beiden Sprachzweigen auseinandersetzt. Im Fokus stehen einerseits die vedischen Texte des Altindischen, andererseits das Alt- und Mittelirische. Untersucht werden insbesondere die syntaktischen Eigenschaften von Verbalabstrakta, also ihre Funktion im Satz, die in diesen beiden geographisch und zeitlich so weit auseinanderliegenden Sprachzweigen erstaunlich grosse Übereinstimmungen zeigt.

In der Lehre liegt ein Schwerpunkt des Indogermanischen Seminars bis heute auf dem Altindischen (Vedischen), Griechischen und Lateinischen. In der Ära Dunkel erhielt aber auch das Hethitische mehr Gewicht. Ein weiterer Fokus sind seit einigen Jahren die keltischen Sprachen, die von Stüber vertreten werden. Von der institutionellen Einbindung der Indogermanistik in die Studiengänge Latein und Griechisch war bereits die Rede. Indogermanistische Veranstaltungen bilden zudem Teil des Bachelor- und Master-Studiengangs «Kulturwissenschaft der Antike».

¹⁵ «Lexikon der indogermanischen Partikeln», SNF-Projekt 2000 – 2003, Leitung Prof. G. E. Dunkel. S. <http://www.research-projects.uzh.ch/p2023.htm>

¹⁶ <http://www.research-projects.uzh.ch/p9157.htm>

Die Zusammenarbeit mit den Linguistiken der Einzelphilologien wurde in den letzten Jahren verstärkt, was einen Niederschlag im gemeinsam angebotenen Masterstudiengang «Historische Linguistik» findet, an dem die Indogermanistik einen wesentlichen Anteil hat. Zudem sind sowohl Dunkel als auch die Autorin Mitglieder des 2010 gegründeten Zürcher Kompetenzzentrums Linguistik¹⁷, einem wissenschaftlichen Netzwerk, in dem sich Sprachwissenschaftler unterschiedlichster Fachrichtungen zusammengeschlossen haben.

Im Fach Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft sind zur Zeit 22 Studierende eingeschrieben. Davon absolvieren 6 noch ein Lizentiatsstudium, 12 streben einen Bachelor an, 4 einen Master. Dazu kommen 5 Doktorierende. Da viele Veranstaltungen des Indogermanischen Seminars auch von Studierenden anderer Fachrichtungen besucht werden (Latein, Griechisch, Kulturwissenschaft der Antike, Vergleichende Germanische Sprachwissenschaft, Historische Linguistik), sind Kurse mit zehn, im Ausnahmefall auch einmal mit bis zu zwanzig Studierenden keine Seltenheit. In den letzten Jahren gab es durchschnittlich ein bis zwei Abschlüsse pro Jahr beim Lizentiatsstudium; für die Bologna-Studiengänge liegen noch keine aussagekräftigen Zahlen vor.

Ein Studium der Indogermanistik bereitet nicht direkt auf einen Beruf ausserhalb der Hochschule vor. Es vermittelt aber Kompetenzen, die den Absolventen in vielen Berufszweigen zugute kommen, namentlich den sorgfältigen Umgang mit Daten und Texten, ein Auge für das entscheidende Detail sowie die Fähigkeit, sich mit gegebenen Thesen kritisch auseinanderzusetzen. Zürcher Indogermanisten sind als Lehrer ebenso wie als Informatiker, an Bibliotheken ebenso wie in der akademischen Verwaltung und im Journalismus tätig.

Die Universität Zürich ist derzeit die einzige Universität in der Schweiz, die einen eigenen Studiengang Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft anbietet. An der Universität Bern kann innerhalb des Studiengangs Linguistik ein Schwerpunkt Historische Linguistik gewählt werden, der jedoch weniger die indogermanischen als die sino-tibetischen Sprachen im Fokus hat. Kleinere Anteile an historischer Sprachwissenschaft weisen der Studiengang «Linguistique» der Université de Lausanne und der Studiengang «Sciences du langage» der Université de Neuchâtel auf.

Im deutschsprachigen Ausland, wo die Indogermanistik traditionell gut vertreten war, sind im Zusammenhang mit der Umstellung auf Bachelor und Master

¹⁷ <http://www.linguistik.uzh.ch/aboutus.html>

und der damit verbundenen zahlenmässigen Reduktion der Studienrichtungen vielerorts indogermanistische Studiengänge eingestellt worden. Ein vollständiges Studium mit Bachelor und Master kann nur noch in Erlangen, Frankfurt, Halle, Jena, Köln, Marburg und Würzburg absolviert werden. Einen Bachelor bieten Berlin (Humboldt-Universität), Göttingen und München, einen Master Freiburg i. Br., Münster und Wien. Ganz eingestellt wurden die Indogermanistik als Fach dagegen in Berlin (Freie Universität), Bonn, Dresden und Hamburg. Als Schwerpunkt innerhalb breiter ausgerichteter sprachwissenschaftlicher Studiengänge sind indogermanistische Inhalte ausserdem in Graz, Innsbruck, Mainz und Salzburg studierbar.

Ausserhalb des deutschsprachigen Raums hat die Indogermanistik als eigenes Fach wenig Tradition. Indogermanistische Forschung und Lehre wird zwar sehr wohl betrieben, aber eher im Rahmen der Allgemeinen Sprachwissenschaft, der Klassischen Philologie oder der Indologie. Entsprechend existieren selten eigene Studiengänge. Eine Ausnahme bilden etwa Leiden (NL), Los Angeles und St. Petersburg.

Als kleines Fach ist auch die Indogermanistik in den letzten zwei Jahrzehnten stark unter Druck geraten. Vielerorts wurden Lehrstühle abgeschafft oder mit anderer fachlicher Ausrichtung wiederbesetzt, im deutschsprachigen Raum etwa in Bonn, Dresden, Giessen, Heidelberg, Regensburg, Graz und Salzburg. Dem steht gegenüber, dass eine private Stiftung, die

Diebold Foundation, in derselben Zeit zwei Lehrstühle geschaffen hat, einen in Oxford und einen an der University of California, Los Angeles. Von der Vitalität des Faches zeugen ausserdem zahlreiche laufende Drittmittelprojekte¹⁸.

Ausblick

Das Studium der Vergleichenden Indogermanischen Sprachwissenschaft stellt hohe Anforderungen, gleichzeitig führt es nicht zu einem klaren Berufsbild. Aus diesem Grund wird die Indogermanistik wohl immer ein «kleines» Fach bleiben. Ihre grosse Chance sind ihre mannigfachen Berührungspunkte mit Nachbardisziplinen. Wenn es der Indogermanistik gelingt, sich als wertvolle Partnerin der Einzelphilologien, der Alten Geschichte und der Religionswissenschaft sowie der Allgemeinen Sprachwissenschaft und der modernen Linguistiken zu etablieren, dann besteht die Hoffnung, dass sie Widrigkeiten wie die gegenwärtigen Sparprogramme und die Umstellung auf Bologna-Studiengänge überstehen wird. Zentral scheint dabei vor allem die Zusammenarbeit mit anderen Sprachwissenschaften. Die Indogermanistik darf sich neueren linguistischen Theorien nicht verschliessen, sondern muss im Gegenteil beweisen, dass ihre historisch-vergleichende Sichtweise dazu beitragen kann, diese Theorien zu überprüfen und je nachdem zu erhärten oder zu modifizieren. ■

¹⁸ Einen Überblick bieten folgende Websites: <http://www.indogermanistik.org/indogermanistik/projekte.html> und <http://titus.uni-frankfurt.de/indexd.htm?/index.htm#Etabelle>

Das Theaterspiel und seine Wissenschaft

Andreas Kotte *

Der Begriff Theaterwissenschaft ist eine typisch deutsche Prägung, eine Prägung weniger aus dem Lande der Dichter und Komponisten, denn der Denker und Philosophen. Mit dem Gebrauch des Begriffes kann man in vielen Teilen der Welt, sogar Europas, interessiert Unverständnis hervorrufen. Ein Franzose oder ein Ungar, ein Engländer oder ein Italiener schaut fragend, wenn man den Begriff wortgetreu in seine Sprache übersetzt. Dann werden vom Gegenüber Begriffe angeboten wie Theatergeschichte oder Dramengeschichte und man kann das Gespräch – auf aus deutschsprachiger Sicht eingeschränkter Basis – fortsetzen. Woher das Problem? Im Verständnis der meisten Nationen gehört Theater zur Kunst und jede Kunst hat zweifellos ihre Geschichte, eine Kunstgeschichte, die der bildenden Künste etwa, eine Literaturgeschichte, eine Musikgeschichte, auch eine Theatergeschichte, die man studieren kann. Innerhalb dieser Kunstgeschichten untersucht man dann auch Methoden der Herstellung von Kunstwerken, Strukturen, Funktionen, Wirkungsweisen, während im Deutschen hieraus Wissenschaften der Künste entstanden sind – Kunstwissenschaft, Musikwissenschaft, Theaterwissenschaft – in denen die historische Dimension nur noch als eine unter anderen erforscht wird.

Erst in den letzten Jahren wird nun von Seiten der Künste, nicht zuletzt im Zuge der Fachhochschulbildung und der neuen Auflage, Forschung zu betreiben, zum Beispiel an Schauspielschulen die Konsequenz aus dem Problem gezogen. «Artistic research» heisst das Zauberwort, künstlerisch forschen. Von der anderen Seite, der Wissenschaft her, ist «artistic research» quasi die Weiterführung dessen, was mit Interdisziplinarität begann. Die Zusammenarbeit unter wissenschaftlichen Disziplinen wird auf deren Gegenstände in ihrer praktischen Dimension ausgeweitet. Es wird gefragt, inwieweit sich künstlerisches Schaffen und theoretischer Erkenntnisgewinn verbinden lassen. Damit schliesst sich ein grosser Bogen. Von den Universalgelehrten des 18. und 19. Jahrhunderts, deren Aussterben jahrzehntelang betrauert wurde, gelangen wir durch eine immer weiter um sich greifende Ausdifferenzierung der Wissenschaften und über das Wiederanknüpfen an die Praxis zu einer neuen Gesamtschau.

Alt oder jung?

Die Theaterwissenschaft sei eine junge Disziplin. So wird allenthalben geschrieben und kolportiert.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts existiere sie, was vorher war, fällt unter die Rubrik Vorleistungen. Da es aber keinen allgemein verbindlichen Begriff von Wissenschaftlichkeit gibt, kann durchaus auch jegliche Form von historisierendem, theoretisierendem oder analysierendem Denken in Bezug auf szenische Vorgänge und theatrale Praktiken in einem umfassenden Sinn als Theaterwissenschaft verstanden werden. Insofern gibt es diese seit es Theater gibt. Unter dieser Voraussetzung lässt sich Aristoteles' *Poetik* als eine theaterwissenschaftliche Schrift verstehen, aber auch Lukians *De saltatione* oder Tertullians *De spectaculis*. Seit der Renaissance schreiben Reisende, Gelehrte und Comœdianten zunehmend über Theater, bis schliesslich im 18. und 19. Jahrhundert als Begleiterscheinung zur bürgerlichen Theaterbegeisterung eine wahre Flut von Schriften über Theater erscheint. Es sind nicht irgendwelche unbedeutenden Gestalten der europäischen Gelehrtenrepublik, sondern mit Denis Diderot, Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Schiller oder Johann Wolfgang von Goethe einige ihrer hervorragendsten Vertreter. Das Theoretisieren über, das Historisieren und Analysieren von Theater wird nach Massgabe einer jeweils zeitgenössischen Auffassung als wissenschaftlich akzeptiert und erweist Theaterwissenschaft *avant la lettre* als eine äusserst produktive Grösse. Nicht umsonst zeigt sich die europäische Theaterentwicklung zeitweise als massgeblich von Gelehrten beeinflusst: Wissenschaft als eine die Praxis formende oder reformierende Kraft. Theater wird zunehmend als eigene Kunst jenseits des Dramas und eigener wissenschaftlicher Gegenstand erkannt. Theaterwissenschaftliche Vorlesungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden vielerorts in Europa gehalten, zum Beispiel

* Universität Bern, Institut für Theaterwissenschaft,
Hallerstrasse 5, 3012 Bern.

E-mail: andreas.kotte@itw.unibe.ch

Andreas Kotte, Dr. phil., ord. Professor für Theaterwissenschaft an der Universität Bern. Studium der Theaterwissenschaft, Kulturwissenschaft und Ästhetik an der Humboldt-Universität zu Berlin; promovierte dort 1985 über das *Halberstädter Adamsspiel*, Bern: Francke 1994. 1988 Habilitation zu den Strukturveränderungen im ungarischen Theater 1980–1987. Seit dessen Gründung 1992 Direktor des Instituts für Theaterwissenschaft der Universität Bern. Herausgeber der Buchreihen *Theatrum Helveticum und Materialien des ITW* Bern, bisher 27 Bände, sowie des dreibändigen, viersprachigen Werkes *Theaterlexikon der Schweiz*, Zürich: Chronos 2005. Mit Prof. Dr. Hans van Maanen (Groningen) Leiter des Projektes *STEP – Project on European Theatre Systems*.

auch an der Universität Zürich. Im Wintersemester 1875/76 liest Prof. Salomon Vögelin, Ordinarius für Geschichte, über *Theatergebäude und Theater-einrichtungen im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit*. Einzelne theaterwissenschaftliche Dissertationen werden innerhalb der Philologien verfasst. So zum Beispiel *Eine Glanzzeit des Zürcher Stadttheaters. Charlotte Birch-Pfeiffer 1837 bis 1843* von Eugen Müller in Zürich 1911 oder *Das Rollenfach im deutschen Theaterbetrieb des 18. Jahrhunderts* von Bernhard Diebold in Bern 1913. Zum Drama stossen die Auf-führung, das Theaterspiel und der Theaterbau als ernst zu nehmende Forschungsgegenstände hinzu. Innerhalb des philosophischen, philologischen und historischen Fachkanons entstehen Teildisziplinen. Aus der Altphilologie lösen sich die Romanistik und Germanistik heraus. Aus der Philosophie löst sich die Psychologie und auch die Soziologie. Volkskunde und Musikwissenschaft etablieren und verselbst-ständigen sich ebenfalls in den Jahrzehnten vor und nach 1900. Die Abspaltung der Theaterwissenschaft von einer noch jungen Germanistik folgt also zu-nächst einer allgemeinen universitären Tendenz. Andererseits entsteht eine Wissenschaft, wenn ihr Gegenstand «problematisch» wird. Der Zankapfel Theater wurde schon in der Antike angefeindet und verteidigt, aber die Fotografie und der Film reissen ihn schlagartig in das Zeitalter der technischen Re-produzierbarkeit hinein. Theater existiert weiterhin in den mannigfaltigsten Formen, aber wird es als ein Relikt aus der Zeit der Handarbeit überleben? Noch nie wurde bisher die Einmaligkeit und Unwiederhol-barkeit des Geschehens so tiefgreifend hinterfragt.¹

Am 10. November 1923 wird an der Friedrich-Wil-helms-Universität zu Berlin (heute Humboldt-Uni-versität) das weltweit erste universitäre Institut für Theaterwissenschaft durch Prof. Max Herrmann², einen Germanisten und Theaterhistoriker, gegrün-det. Die Institutionalisierungsgeschichte beginnt, eine junge Disziplin entwickelt ihr Spezialwissen, ihre besonderen Methoden, ihre Forschungsgebiete. Die Studierendenzahlen wachsen. Heute gibt es vierzehn theaterwissenschaftliche Institute im deutschspra-chigen Raum mit weit über 10'000 Studierenden. Theater und Wissenschaft sind in keinem der Insti-tute zwingend zwei verschiedene Dinge. Manchmal stehen sie in Opposition zu einander, manchmal

gehen sie ineinander auf – beides kann produktiv sein und wirkt Profil bildend. Von der engen An-bindung an die künstlerische Praxis im Studiengang «Angewandte Theaterwissenschaft» in Gießen reicht das Spektrum über die Integration in phi-losophisch-historische Fakultäten wie in Bern bis zu Kombinationen mit Medien am Institut für Theater- und Medienwissenschaft Erlangen oder am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft Wien. Die Globalisierung der Theaterwissenschaft hat zu grosser Methodenvielfalt geführt. Die angloamerika-nischen *drama studies* und *theatre studies*, weltweit rezipiert, bevorzugen das institutionalisierte Theater und damit einen engen text- und rollenzentrierten Theaterbegriff. Ergänzt wird diese Ausrichtung dann durch ausserordentlich weit gefasste *cultural studies* sowie performing art- und performance-Konzepte, die Politik, Medizin, Sport, Religion und das alltägliche Leben einbeziehen. Das Berner Institut ist einem weiten, kulturgeschichtlichen Theaterverständnis verpflichtet, das schon die Begründer der Theater-wissenschaft in den 1920er-Jahren anstrebten, aber auch einem Verständnis von szenischen Vorgängen, das die Grenzen von Szenischem gegenüber Nicht-Szenischem sichtbar macht.³



Cirqu'enflex mit der Produktion «Der Mann der Tochter meiner Geliebten». Regie: Tom Ryser, 1998.
Foto: Bernhard Fuchs.

¹ Der Autor bedankt sich bei Frau Dr. Beate Schappach, Assistentin am ITW Bern, für eine ganze Reihe von Anregungen und eine kritische Redaktion des gesamten Artikels.

² Max Herrmann, geb. 1865, hielt ab 1900 theatergeschichtliche Vorlesungen an der Berliner Universität. Habilitation 1901; 1919 a.o. Prof.; Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance, 1914. Als Jude wurde Herrmann 1933 zwangsweise in den Ruhestand versetzt; er verstarb 1942, zehn Wochen nach seiner Deportation, im KZ Theresienstadt.

³ Kotte, Andreas: Theaterwissenschaft. Eine Einführung, Wien 2005.

Der Gegenstand in seinen Komponenten

Als Gegenstand von Theaterwissenschaft wird zuweilen die Aufführung angesehen, zuweilen das Theaterspiel. Aber dass Theater im Zentrum dieser Wissenschaft steht, bleibt unbestritten. Theater ist weder die Dienerin des Dichters, noch der Gesellschaft, kaum deren Spiegel, sondern eine eigene, «andere» Wirklichkeit, ein ambivalentes Verhältnis zwischen Akteuren und Publikum. Etwas «rüberzubringen», eine «Botschaft» zu übermitteln, dies ist nur die eine Problematik, die unter dem Bedeutungsaspekt zu untersuchen ist. Die andere betrifft dieses sonderbare Handeln selbst, das keine handhabbaren Produkte hervorbringt. Im Theaterspiel wird die Bearbeitung des eigenen Körpers der Akteure thematisiert, was wir als Qualität ihres Spiels bewerten. Warum er das Fach nicht «Theatergeschichte», analog zu «Kunstgeschichte», nennen wollte, hatte Max Herrmann schon 1923 verdeutlicht. Mit Theaterwissenschaft wolle er ausdrücken, dass es in der Lehre und der Forschung darauf ankomme, «die Theatergeschichte und die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem modernen Theater als ebenbürtig nebeneinander zu stellen und ineinander zu verflechten: einerseits weil die junge Theatergeschichte nur dann zu lebendigen Erkenntnissen kommen wird, wenn sie sich auf dem gründlichsten Wissen um das lebendige Theater aufbaut; andererseits weil der akademische Unterricht den künftigen Theaterbeamten, den Direktor, den Dramaturgen, den Regisseur (nicht den Schauspieler!) und den künftigen Theaterkritiker ausbilden soll und weil die Beschäftigung mit der Theatergeschichte zwar einen sehr wesentlichen Bestandteil aber doch eben nur einen Bestandteil bilden kann».⁴ Dass Theatergeschichte und die Beschäftigung mit den verschiedensten Formen von Gegenwartstheater vor allem in ihrem wechselseitigen Bezug sinnvoll erscheinen, leuchtet auch heute noch ein. Aber realisiert wird die Verbindung eher selten. Die meisten Lehrenden und Forschenden thematisieren entweder die jeweils Trends setzenden Tendenzen des Gegenwartstheaters oder aber sie kennen sich in der Geschichte aus. Die zweite Gruppe, früher die grössere, ist heute deutlich die kleinere.

Theatergeschichte

Theaterwissenschaft, die zunächst als Theatergeschichte, genauer als Bau- und Dramengeschichte aufkam, wollte in ihren Anfängen Dramen wiederfinden, Bühnenverhältnisse rekonstruieren und Theaterprogrammatiken vergleichen. Doch da sie sich neben und mit anderen ebenfalls jüngeren Wis-

senschaftszweigen entfaltetete, wurde sie durch diese stark beeinflusst, so durch die Ethnologie, die (Kultur-)Anthropologie, die Psychologie und die Soziologie. Von da her wurde ihr, bevor sie ihren Gegenstand genau bestimmt hatte, schon eine Grundsatzdebatte aufgedrängt. Von aussen fragte man diese neue Wissenschaft nach dem Ursprung von Theater. Es bildete sich eine ganze Reihe von Schulen heraus, wobei einige philologisch orientierte den Ursprung des Theaters mit dem Ursprung des Dramas gleichsetzten. Die Variationsbreite war grösser, als man dies andeuten kann. Theater sei aus heidnischen Frühlingsbräuchen entstanden (Edmund K. Chambers, 1903), aus dem Mimus (Artur Kutscher, 1932), aus dem vor- und nebenchristlichen Ritus (Paolo Toschi, 1955), aus dem Totenkult (Carl Niessen, 1949) usw. Vor allem um eine pagane oder religiöse Herkunft wurde gerungen. Die Vielzahl materialreicher, oft aber eher kompilatorischer und daher wissenschaftlich anfechtbarer Ansätze bewog ab den 1960er-Jahren die Forscher, den hauptsächlich aus der Ethnographie entlehnten Stoff neu, und vor allem kritischer zu untersuchen.

Besonders die Annahme nur *eines* Ursprungs und die personalisierende These, ein Herr Thespis habe das Theater «erfunden», gerieten unter Druck. Heute setzt sich die Auffassung durch, ein Analogieschluss von der Knochenflöte aus einer Höhle bei Blaubauern oder den Löwen- und Pferdezeichnungen aus der Höhle von Chauvet und von der «tanzenden Venus vom Galgenberg», also von Musik, Malerei und Plastik auf Theater habe viel für sich.⁵ Danach wäre Theater wie die anderen Künste vor etwa 40'000 Jahren entstanden. Wer solche Löwen zeichnet, aus einem Schwanenknochen eine Flöte herstellt oder Terrakottafiguren fabriziert, reflektiert seine Umwelt, kommuniziert über und mittels solcher Kunstwerke und liebt Musik. Es ist nur die Frage, ob er oder sie zur Musik auch tanzt, sich verkleidet wie ein Schamane oder ein Clanchef und sich so von den anderen abhebt, worüber die sich dann unterhalten. Mehr brauchte es nicht für Theater. Und dass dies geschah, ist schlicht wahrscheinlicher als das Gegenteil.

Theatertheorie

Theatertheorie braucht es, um aus dem unüberschaubaren Phänomenbereich der Theatergeschichte das auszuwählen, dessen Analyse die Theatralitätsgefüge konkreter Zeitabschnitte erhellt.⁶ Fernab aller Ursprungsfragen wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts versucht, die Spezifik von Theater, seine Flüchtigkeit, theoretisch zu fassen und praktisch anwendbare Theaterbegriffe zu formulieren.

⁴ Herrmann, Max: Berichte der theaterwissenschaftlichen Institute an den deutschen Universitäten: Berlin. In: Das Deutsche Theater, Jahrbuch für Drama und Bühne. Hrsg. v. P. Bourfeind, P. J. Cremers u. I. Gentges. Band II 1923/24, Bonn und Leipzig 1924, S. 135.

⁵ Kotte: Theaterwissenschaft, Kapitel 6.

⁶ Kotte: Theaterwissenschaft, Kapitel 8.

Theatergeschichte war nicht mehr ohne Theatertheorie denkbar. Die Einflüsse auf die Wissenschaftsentwicklung erfolgten nun auch über Interaktionstheorien, Zeichentheorien sowie medienwissenschaftliche Konzeptionen. Von Bertolt Brechts Überlegungen angeregt – es gäbe neben dem Theater der Kunst auch ein Theater des Alltags (Arbeitsjournal, 6.12.1940) – sowie durch die Performance-Praxis der 1960er-Jahre, entstanden mit den Theatertheorien auch Theatralitätstheorien, Ende der 1990er-Jahre kam die Performativitätsdiskussion hinzu. John L. Austins Performativitätskonzept, ein grosser Schritt für die Sprachwissenschaft, zeigt, wie Sprache in Bewegung, den Akt des Sprechens, überführt wird und etwas bewirkt. Theaterwissenschaft überträgt dies auf die Körper von Agierenden und bietet das Konzept unter den Aspekten von Aufführung und Inszenierung den Kulturwissenschaftler an, wodurch Interdisziplinarität gefördert wird (Erika Fischer-Lichte ⁷). Performativität umschreibt nicht nur, *was* mit Worten getan wird, sondern kulturwissenschaftlich gewendet zeigt der Ansatz, *wie* Handeln im Prozess wirkt. Dies hatte Lessing – auf die Schauspielkunst bezogen – bereits vor zweihundert Jahren als das *Transitorische* bezeichnet⁸. Es ist verantwortlich dafür, dass Theaterwissenschaft, die eben nicht (oder nur selten) wie die Literatur- oder Kunstwissenschaft mit Relikten (Schrift, Buch, Bild, Skulptur) umgehen kann, und meist nicht einmal etwas Noten oder Partituren Vergleichbares besitzt, so spät als Wissenschaft akzeptiert wurde.

Dramaturgie / Aufführungsanalyse

Theaterwissenschaft als Ganzes wird systematisch und historisierend betrieben und hat szenische Vorgänge zum Gegenstand. Mit ihren Komponenten Geschichte, Theorie und Dramaturgie/ Aufführungsanalyse trägt sie dazu bei, dass der öffentliche Diskurs über Theater differenzierter und qualifizierter geführt werden kann. Das Verständnis der Komponenten von Theaterwissenschaft am Berner Institut besagt, dass Theatergeschichtsschreibung versucht, szenische Vorgänge im Alltag, in Festen, Feiern und auf den unterschiedlichsten Bühnen in ihrem kulturhistorischen Kontext zu beschreiben, vergleichend zu verstehen, zu interpretieren und in ihrer gesellschaftlichen Funktion zu bewerten. Gegenstand der Theatertheorie ist der szenische Vorgang in seinen Eigenschaften als hervorgehobenes und anteilig spielerisches Handeln. Theatertheoretische Ein-

sichten und Erkenntnisse werden vornehmlich durch den Vergleich von Handlungsabläufen gewonnen. Dramaturgie ist Methode und Gegenstand zugleich: Wie wurde oder wird ein dramatischer Text gestaltet oder bearbeitet, damit er wirkt? Wie wird ein Ereignis strukturiert, damit es wie gewünscht funktioniert? Welche Dramaturgie liegt letztlich einem Text oder/ und einem Ereignis zugrunde? Die Aufführungsanalyse untersucht dann das Ergebnis aller Bemühungen der Dramaturgie und Regie, das Ereignis. Sie liefert den Stoff für die Träume und die Fakten für das kreative Handwerk des Dramaturgen.

In den Lehrveranstaltungen zur Dramaturgie stehen die Stücke und möglichen Lesarten im Vordergrund. Was in welcher Struktur zu welchem Zweck dargestellt werden soll, erscheint zum Beispiel bei dem Vorhaben, *der Tragödie ersten Teil* von Goethes *Faust* zu inszenieren, zunächst völlig unstrittig. Der Textkorpus reicht von der *Zueignung* bis *Kerker*. Die Folgerichtigkeit der Szenen, ohne dass allerdings eine so strikte Verknüpfung vorläge wie zum Beispiel in Racines *Phädra*, schliesst Umstellungen von Szenen zugunsten der Schaffung neuer Vorgänge aus. Ausserdem soll die Erwartungshaltung der Zuschauenden nicht ohne Grund verletzt werden. Eine Inszenierung «vom Blatt» würde niemanden verwundern und käme vielleicht sogar den Interessen der Schulklassen und ihrer Lehrer entgegen. – Doch während der dramaturgischen Analyse kann ein Grundwiderspruch dieses ersten Teils hervortreten: Die Diskrepanz zwischen jenen Szenen, die grosse Bögen oder Rahmen initiieren, motivisch im zweiten Teil der Tragödie ihre variierte Fortsetzung finden einerseits und den eng verklammerten Szenen der so genannten Gretchen-Tragödie andererseits.

Die *Zueignung* umschliesst das Werk autobiografisch, das *Vorspiel auf dem Theater* rahmt es spielerisch, indem Spiel- und Rezeptionsweisen reflektiert werden. Der *Prolog im Himmel* findet seinen Abschluss in *Grablegung* und *Bergschluchten*. In der in *Nacht* exponierten Gelehrten-Tragödie scheitert Faust am Erdgeist, dem Welt- und Tatengenius, der als äusseres Bewegungsprinzip für ihn niemals – auch nicht mit Mephistos Hilfe – manipulierbar wird. Im Gegenteil, nach der Katastrophe der Gretchen-Tragödie ist es Faust, der durch das heilsame Wirken der Natur wiedergeboren wird. Vorher, in *Wald und Höhle*, hatte er sich an diesen Geist erinnert. Der Erdgeist spielt also als Gott, Natur und Gesellschaft umfassende Gesamtheit, als eine Art spinozistischer Gott, und somit als Grenze Fausts eine aussergewöhnliche Rolle, worauf Goethe im *Schema zur gesamten Dichtung* ausdrücklich verweist. Die Gretchen-Handlung gemahnt an ein Zeitstück, gerichtet unter anderem

⁷ Leiterin des Sonderforschungsbereichs «Kulturen des Performativen» (1999-2010) der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der FU Berlin; Vgl. Fischer-Lichte, Erika: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/M. 2004.

⁸ Lessing, Gotthold Ephraim: *Hamburgische Dramaturgie*, Leipzig 1972, S. 30 (Ankündigung).

gegen die Kirchenbusse (*Am Brunnen*). Sie wird einzig durch die «Stimme von oben» mit der Mitteilung: «Ist gerettet!» auf den *Prolog im Himmel* rückbezogen. Damit eine Inszenierung enden zu lassen, so eine mögliche Diskussion eines Regieteam, heisst, die anderen gross angelegten Bögen zu kappen oder darauf zu vertrauen, dass die Zuschauenden das Gesamtwerk so oft gelesen haben, dass sie den zweiten Teil im Kopf ergänzen. Wenn nun *Faust I* seine philosophischen Höhepunkte in mehreren Szenen in Verbindung mit Goethes Naturauffassung erreicht, könnte *Anmutige Gegend*, die erste Szene des zweiten Teiles, der Spielfassung des ersten hinzugefügt werden, um diesem Bogen gerecht zu werden, falls ausschliesslich der erste Teil inszeniert wird. Denn die Wiedergeburt als göttlich durchdrungener Naturvorgang sprengt den Moralismus der Aufklärung. Der Gesundheitschlaf bedeutet keine moralische Läuterung, sondern ein Annehmen der Welt. Dies ist eine Lesart, also zeit-, personen- und ortsabhängig. Lesarten verquicken die Text- und die Spielebene. Sie bedürfen einer inneren Logik, damit die Zuschauenden sie erschliessen können. Insofern unterscheiden sie sich von willkürlichen Eingriffen und Effekten⁹. Ein experimentelles Hinzufügen von *Anmutige Gegend*, um dem formal ersten Teil eine innere Einheit zuzugestehen, öffnet das Verständnis für Dramen und Inszenierungen gleichermaßen.

Zwanzig Jahre Institut für Theaterwissenschaft an der Universität Bern

Im Jahre 1927 nimmt die Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur in ihre Gründungsstatuten den Passus auf, sich für die Schaffung eines Lehrstuhls für Theaterwissenschaft einzusetzen. Sie gründet zunächst 1943 die Schweizerische Theatersammlung in Bern, die 1978 als selbstständige Stiftung reorganisiert wird (<http://www.theatersammlung.ch>). Der Bund knüpft sein finanzielles Engagement an die Bedingung, das sich die Universität Bern mit der Einrichtung eines Lehrstuhls für Theaterwissenschaft einverstanden erklärt. Das Institut für Theaterwissenschaft (ITW) nimmt schliesslich am 3. Februar 1992 nach dem Anbringen eines handgeschriebenen Türschildes völlig unspektakulär seine Arbeit auf, und zwar in einem Raum eines Wohnhauses am Lerchenweg 35. Institut ist ein grosser Name für eine wunderliche Konstellation: Die Professur wird von der philosophisch-historischen Fakultät gestellt, Assistenz, Hilfsassistenz und halbes Sekretariat werden vom Bund bezahlt, wobei dieser sich über sechs Jahre gleitend aus der Finanzierung zurückzieht. Für das erste Semester sind 12 Studierende eingeschrieben. Im Juli 1993 erfolgt dann der Umzug in die Haller-

strasse 5, wo man sich mit dem Institut für Musikwissenschaft bis heute ein Bürgerhaus teilt. Die Studierendenzahl steigt 1994 auf 100 und pendelt heute um 160, wobei die Hälfte auf das Hauptfach entfällt. Das ITW ist die einzige theaterwissenschaftliche Lehr- und Forschungsstätte in der Schweiz, weshalb bis zum Wechsel vom Lizentiats- zum Bachelor-/Master-System zeitweilig bis zu 50 Studierende anderer Universitäten wöchentlich nach Bern kamen, um hier ihr Nebenfach Theaterwissenschaft zu belegen. Durch einen Zuwachs an obligatorischen Lehrveranstaltungen im neuen System der Heimatuniversitäten hat sich die Anzahl dieser Studierenden verringert. Dafür verstärkt sich die Zusammenarbeit mit den Fach- und Kunsthochschulen und ihren Departementen für Schauspiel, ebenso jene mit der Theaterpraxis und den Theaterverbänden.

Forschung konnte das ITW bis 2005 ausschliesslich durch die Akquisition von Drittmitteln realisieren, die den Institutsetat zuweilen verdoppelten, sowie durch 18 Dissertationen, 2 Habilitationen und viele Studienarbeiten. Zum Gründungsauftrag gehörte die Erforschung der schweizerischen Theaterlandschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Da keine Schweizer Theatergeschichte vorliegt, gründete das ITW die Publikationsreihe «Theatrum Helveticum», in der eine Theatergeschichte der Schweiz in Teilen entsteht. Sie umfasst inzwischen 13 Bände. Die zweite Reihe, die «Materialien des ITW Bern», stellen Interessierten weitere Forschungsergebnisse des Instituts zur Theaterpraxis und -theorie vor, bisher in 14 Bänden.¹⁰

Um die Fakten und Daten zur Schweizer Theatersituation zu sichern, erarbeitete das Institut gemeinsam mit 236 Autorinnen und Autoren das *Theaterlexikon der Schweiz TLS / Dictionnaire du théâtre en Suisse DTS / Dizionario teatrale svizzero DTS / Lexicon da teater svizzer LTS*. Es ist das bisher aufwändigste und umfangreichste Projekt des ITW. Mit den Vorarbeiten wurde 1995 begonnen, 2005 erschien das dreibändige Grundlagenwerk im Chronos Verlag Zürich, ab 2012 ist es über die Homepage des ITW online kostenlos zugänglich (<http://theaterwissenschaft.ch/>). Dieses enzyklopädische Werk ist das erste seiner Art in der Schweiz. Die rund 3'600 Artikel dokumentieren das Theaterschaffen auf dem Gebiet der heutigen Schweiz in Geschichte und Gegenwart. Der fachlichen Ausrichtung des ITW Bern entsprechend, liegt dem Lexikon ein weiter Theaterbegriff zugrunde, der alle Sparten und Theaterformen umfasst. Rund 2'400 Artikel betreffen das Sprechtheater, über 700 das Musiktheater, über 400 das Tanztheater. Personenartikel

⁹ Vgl. Kotte, Theaterwissenschaft, Kapitel 5.

¹⁰ Siehe www.theaterwissenschaft.ch/forschung/publikationen.

stellen mit fast 3'000 Artikeln das Gros der Einträge. Sie führen zu so unterschiedlichen Künstlerinnen und Künstlern wie dem Autor Thomas Hürlimann, der Sängerin Maya Boog, der Bühnenbildnerin Anna Viebrock, zu Schauspielern und Schauspielerinnen wie Anne-Marie Blanc, Bruno Ganz und Ruedi Walter, zum Dirigenten Nello Santi und zum Komponisten Paul Burkhard, der Tänzerin Anna Huber und dem Regisseur Stefan Bachmann sowie zu 3'000 weiteren Vertreterinnen und Vertretern der Zunft. Über 500 Beiträge widmen sich Theatern oder Gruppen. Freie Theatergruppen wie das Theater Club 111 in Bern, In Situ aus Chur oder die Off Off Bühne in Zürich sind ebenso vertreten wie beispielsweise das Opernhaus Zürich, das Theater Basel oder das Sommertheater Winterthur. Der Bogen der Sachartikel ist weit gespannt: Vom Videotanz zum Behindertentheater, von der Street Parade über das Welttheater Einsiedeln zum Arbeitertheater und den Theaterverlagen. Artikel zu Institutionen und Verbänden ergänzen das Gesamtbild. Mosaikstein für Mosaikstein setzt sich aus den Artikeln ein Bild des Theaterwesens zusammen, das die Binnen- und Aussenbeziehungen des Theaterschaffens beschreibt und dem Theatersystem Schweiz Konturen verleiht. Die Verzahnungen und Wechselwirkungen von Amateurtheater und professionellem Theater, von Tanz-, Musik-, Marionetten-, Puppen- und Sprechtheater sowie der Austausch zwischen den Sprachregionen und die Beziehungen zum angrenzenden Ausland werden durch 44'000 Verweise sichtbar. Mit der Online-Version erschliesst man die Inhalte noch leichter, die Volltextsuche verbindet die Einträge noch stärker und eine spätere Aktualisierung wird vereinfacht.

Seit 2005 steht das von den Niederlanden und der Schweiz initiierte internationale Projekt *STEP – Project on European Theatre Systems* im Zentrum der Forschung. Zwar lebt Theater von der unmittelbaren Begegnung von Bühne und Publikum, seine spezifische Wirkung entfaltet sich im Live-Erlebnis – dennoch wirkt sich die Globalisierung auch auf das Theaterschaffen aus. Nachdem bisher vor allem die grossen Theaternationen wissenschaftlich untersucht worden sind, nimmt STEP nun die Theatersysteme kleinerer europäischer Länder in den Blick: die Niederlande, Dänemark, Estland, Irland, Slowenien, Ungarn und die Schweiz. Die spezifischen Bedingungen und Merkmale des Theaterschaffens in den verschiedenen Ländern werden beschrieben und im europäischen Kontext verglichen. Was charakterisiert die Theatersysteme der Länder? Welche Prozesse verlaufen selbstregulativ und welche sollten wie beeinflusst werden? Unter welchen Bedingungen entstehen welche künstlerischen Leistungen? 2009 hat die Forschungsgruppe unter dem Titel *Global Changes – Local Stages* ihre erste grosse

Publikation veröffentlicht.¹¹ Gegenwärtig werden im City-Project, einem Teilprojekt, die Theaterstrukturen in vergleichbar grossen Städten analysiert.

Das Institut arbeitete bis 2005 unter ständiger Überlast. Dann schuf eine Assistenzprofessur Theaterwissenschaft Abhilfe, die 2009 in eine ausserordentliche Professur umgewandelt wurde. 2007 kam mit einer Assistenzprofessur Tanzwissenschaft, besetzt mit Frau Prof. Dr. Christina Thurner, ein neues Lehr- und Forschungsgebiet hinzu, ebenfalls exklusiv in Bern. Der neue Master-Studiengang vermittelt ein vertieftes kulturtheoretisches Verständnis von Volks- und Bühnentanzformen für künftige Tanzdramaturginnen, -publizistinnen und -organisatorinnen. Inhalte bilden die Analyse historischer und gegenwärtiger Tanzformen, Theorie und Geschichte von Körperkonzepten und Bewegungsstilen, Praktika in Tanzpublizistik und Festivalorganisation, die Ästhetik europäischer und aussereuropäischer Tanzformen sowie Tanzpädagogik. Frau Thurner kooperiert eng mit den Fachvertreterinnen an der FU Berlin und an der Universität Salzburg, ausserdem mit dem Schweizerischen Tanzarchiv in Lausanne und der Mediathek Tanz in Zürich. Gesamthaft hat sich mit dem Übergang zum Bologna-System die Ausstattung des ITW deutlich verbessert, eine Vergleichbarkeit mit den anderen Instituten der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern steht aber weiterhin aus. Die Verknüpfung der in der Schweiz einzigartigen universitären Schwerpunkte Theater- und Tanzwissenschaft am gleichen Institut erhöht zweifellos die Attraktivität des Lehr- und Forschungsangebots der Universität.

Nun sag, wie hast du's mit der Schweiz?

Wie in jedem Fach gibt es auch in der Theaterwissenschaft Gretchenfragen, nach deren Beantwortung Institute taxiert werden können. Mögliche Themen sind – wie angedeutet – die Entstehung von Theater oder der Umgang mit Dramaturgie. Die Art der Integration von Theaterhistoriographie – notwendiges Übel oder permanenter Bezug – differiert ebenfalls. Das Verhältnis zu den audiovisuellen Medien wäre ein weiterer Bewertungsgesichtspunkt. Beim einzigen Institut für Theater und Tanz in der Schweiz rückt jedoch auch die Geographie ins Zentrum des Interesses. Einerseits sind die Abgängerinnen und Abgänger so auszubilden, dass sie international bestehen können, andererseits müssen sie im Lande Fuss fassen. Beides belegen die folgenden Stationen tatsächlicher Lebensläufe unserer Absolventinnen und Absolventen: Kulturjournalistin in New York, Dramaturg an den Münchner Kammerspielen, am Theater Graz, Regisseurin am Berliner

¹¹ Hans van Maanen, Andreas Kotte, Anneli Saro (Ed.): *Global Changes – Local Stages. How theatre functions in smaller European countries*, Amsterdam/New York 2009.

Maxim Gorki Theater, Jurymitglied des Berliner Theatertreffens, Professor für Theaterwissenschaft in Wien. Besonders die Theaterkritik in der Schweiz, aber auch Kulturredaktionen erhalten Zulauf: Radio DRS 2, NZZ, Der Bund, BZ, Basler Zeitung, Tages-Anzeiger, Aargauer Zeitung, Blick, WOZ – und die Fachzeitschrift Theater der Zeit in Berlin. Oder die Gebiete Regie, Dramaturgie, Öffentlichkeitsarbeit und Produktionsleitung werden gestärkt: z.B. Schauspielhaus Zürich, Theater Neumarkt, Luzerner Theater, Stadttheater Bern, Rote Fabrik Zürich, Schlachthaus Theater Bern. Ob als Regisseur in der Freien Szene, als Mitarbeiterin im Theaterverlag Elgg oder als Theater- und Tanzverantwortliche im Bundesamt für Kultur, als Mitarbeitende bei Pro Helvetia, Experten in den Theaterkommissionen von Städten und Kantonen, als Kulturbeauftragte von Burgdorf, Festival-Leiterin Auawirleben, Geschäftsführerin der Vereinigung KünstlerInnen – Theater – VeranstalterInnen, als Dramatikerin, als Dozenten an Fachhochschulen und der Scuola Teatro Dimitri, Leiterin Forschung an der Haute école de théâtre de Suisse romande usw. – immer kommt es auf den im Studium erworbenen Horizont an.

Über die Jahre gesehen galt ein Viertel der Lehrveranstaltungen ganz explizit der Schweiz, ein weiteres Viertel implizit. Bei den Publikationen des ITW ist es die Hälfte. Die Überlegung, welchen Lehranteil die schweizerische Theaterlandschaft mit ihren Interdependenzen und ihrer Vielfalt besetzt, macht Sinn, weil dieser Gegenstand sonst nirgends auf der Welt gelehrt wird. Wonach fragt die Berner Theaterwissenschaft und womit geht sie um, wenn die heimische Theaterlandschaft auf dem Prüfstand steht?

Die Frage «Warst du gestern im Theater?» weist schon lange nicht mehr zwangsläufig auf ein Stadttheater hin. Die Formenvielfalt wird heute bewusster wahrgenommen. Ausgewählt wird unter den vertrauten Hauptformen – Stadttheater, Freie Szene sowie Amateur- und Volkstheater –, genau das, was momentan Interesse und Neugier weckt. Und braucht es Anregungen, so wird eine Sprachgrenze überschritten, um in andere Regionen der Theaterlandschaft vorzudringen. Im Jahr 2008 besuchen 42% der Wohnbevölkerung über 15 Jahren – also knapp drei Millionen Personen – Theatervorstellungen und 20% besuchen Tanz- und Ballettvorstellungen. Das geschieht mindestens einmal im Jahr, ohne Unterschied zwischen Stadt, Agglomeration und Land. Bei den Theaterhabitués allerdings lässt sich eine Differenz feststellen. 5% der Stadt- und Agglomerationsbewohner gehen pro Jahr sieben Mal oder häufiger ins Theater, von den Landbewohnern tun dies nur knapp 2%. Diese Zahlen decken sich ziemlich genau mit denjenigen in vergleichbaren Ländern wie Deutschland,

Belgien oder den Niederlanden.¹² Frauen gehen etwas häufiger ins Theater als Männer, Deutschschweizer deutlich häufiger als Welsche und Tessiner. Nur gering ist allerdings der Unterschied bei den Altersklassen: Von den 15-29jährigen gehen 36% mindestens einmal pro Jahr ins Theater, von den 45-59 Jährigen knapp 48%. Bei anderen Kulturangeboten öffnet sich die Altersschere viel weiter – wenn auch in umgekehrter Richtung: Beim Kino etwa ist das Verhältnis zwischen Alt und Jung fast eins zu drei. 42% der Bevölkerung würden gerne öfter ins Theater gehen. Die meisten nennen Zeitmangel als Grund, warum sie es nicht tun. Viel seltener werden bei der repräsentativen Umfrage die Kosten als Hindernis genannt. Zwei von hundert Personen der ständigen Wohnbevölkerung spielen selber Theater, sei dies im Vereinstheater, also etwa in der Weihnachtsaufführung des Turnvereins, oder in eigentlichen Theatervereinen, deren Zweck das Theaterspiel ist.¹³ Die Statistik zeigt, warum Theater alle angeht: Die einen gehen ins Theater, die anderen spielen selbst Theater und die dritten werden unweigerlich in Gespräche über Theater hineingezogen.

Fast jede und jeder sieht fern. Dass mit einem täglichen Durchschnittskonsum von etwa zweieinhalb Stunden das Fernsehen auch in der Schweiz das Leitmedium darstellt¹⁴, ist weitherum bekannt; dass jährlich hingegen wesentlich mehr Personen ins Theater gehen als in Fussballstadien, weiss nicht jeder. Der Kinobesuch liegt zahlenmässig (ca. 15 Mio.) auf deutlich höherem Niveau als der Theaterbesuch, betrachtet man nur die Stadttheater (ca. 1,6 Mio.). Aber er nahm seit den 1950er-Jahren (knapp 40 Mio.) durch das Aufkommen des Fernsehens ganz rapide ab, während, und das ist ein Schweizer Faszinosum, das subventionierte Theater resistent bleibt, die anderen Theaterformen wie die Freie Szene oder das Amateurtheater sogar zulegen. Eine Konkurrenz zwischen Fernsehen und Kino steht zweifelsfrei fest. Eine Konkurrenz beider mit dem Theater auf der anderen Seite lässt sich hingegen nicht nachweisen. Das kann man nur mit der anderen Verfasstheit von Theater begründen, damit, dass Theater kein Medium ist¹⁵, sondern von der unmittelbaren Begegnung der Menschen auf der Bühne und im Zuschauerraum lebt.

¹² Bundesamt für Statistik: *Kulturverhalten in der Schweiz*.

Erhebung 2008. Erste Ergebnisse. Neuchâtel 2009, S. 3, 4, 10.

¹³ Bundesamt für Statistik: *Kulturverhalten*, 2008. S. 12, 15.

¹⁴ Bundesamt für Statistik zum Fernsehen: <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/16/03/key/ind16.indicator.16010305.160105.html?open=1#1>; 12.2.2012.

Allerdings: «Die Schweizerinnen und Schweizer sehen im europäischen Vergleich durchschnittlich am wenigsten fern.»

¹⁵ Andreas Kotte: *Theater als Medium?* In: *Theatermedien: Theater als Medium – Medien des Theaters*, hrsg. von Ulrike Landfester und Caroline Pross, Bern 2010, S. 41-68.

Die Funktion von Theater in einer Gesellschaft erschliesst sich nur aus dem Gesamtangebot an Theaterformen und ihrer Vernetzung. Die überaus grosse Vielfalt von Theater eröffnet der Theaterwissenschaft verschiedene Möglichkeiten der Einteilung, etwa nach Sparten und Genres (Schauspiel, Tanz, Musiktheater), nach Zielpublikum (Kinder, Jugendliche, Erwachsene) oder aber nach der Trägerschaft/Organisationsform (Stadttheater, Freie Szene, Amateurtheater). Die Theaterformen Stadttheater, Freie Szene und Volks-/ Amateurtheater ziehen in der Schweiz die meisten Besucher an.

Die Stadttheater. Es gibt gegenwärtig in der Schweiz 31 öffentlich subventionierte Berufstheater, 1995 waren es 23. 18 Bühnen befinden sich in der deutschsprachigen Schweiz (davon sind 6 reine Gastspielbühnen) und 13 Bühnen in der französischsprachigen Schweiz. Sie sind im Schweizerischen Bühnenverband (SBV) vereinigt, der Arbeitgeber-Dachorganisation, wobei die Bühnen der Westschweiz eine eigene Sektion bilden, die Union des Théâtres Romands. Diese Bühnen arbeiten nach einem Gesamtarbeitsvertrag, abgeschlossen zwischen dem SBV und dem Schweizerischen Bühnenkünstlerverband SBKV. Subventionierung und Gesamtarbeitsvertrag bilden hier die Kriterien, um von einer Theaterform zu sprechen. Der Begriff Stadttheater – im Sinne von: gehört der Kommune – ist jedoch ungenau. In Deutschland gibt es tatsächlich öffentlich-rechtliche Regiebetriebe, Betriebe von Gebietskörperschaften (Gemeinden, Ländern, Bund), die weder eigene Rechts- noch Parteifähigkeit haben. In der Schweiz sind Stadttheater meist Aktientheater, AGs, selbstständig, mit einem Verwaltungsrat.

Die Deutschschweizer Stadttheater arbeiten fast ausschliesslich als Repertoiretheater – meist wechselt täglich die gezeigte Inszenierung –, die ein für mehrere Spielzeiten mit Jahresverträgen engagiertes Ensemble benötigen. In der Westschweiz dagegen besitzen die Theater keine eigenen Ensembles, weil man dem romanischen En-Suite-Prinzip folgt und ein Stück Abend für Abend zeigt, bis es an diesem Ort «abgespielt» ist.

Der Anteil der Subventionen am Gesamtbudget der Theater ist in der Schweiz mit durchschnittlich 75% noch immer der niedrigste des deutschen Sprachraums. Die Zuschauerzahlen erreichen 1990 etwa 1,76 Millionen, zwanzig Jahre später 1,55 Millionen. Die annähernd 208'000 Zuschauenden oder 11,8 Prozent haben sich grösstenteils anderen Theaterformen wie der Freien Szene zugewandt. Die Zahl der Inszenierungen an den Stadttheatern steigt kontinuierlich. Darin zeigt sich die Vielfalt der Bedürf-

nisse des Publikums, der die Stadttheater vor allem mit zusätzlichen kleineren Bühnen und spezifischen Veranstaltungen entgegen kommen. Man geht nicht ins Theater, sondern in seine Theatervorstellung.

Die Freie Szene. Ein Ausdruck der mannigfaltigen Bedürfnisse nach Theater ist die Gründung von Kleintheatern – Theater am Zytglogge Bern und Compagnie des Faux-Nez, Lausanne, beide 1949 eröffnet; Galerietheater Die Rampe in Bern 1958 – die an den grossen Bühnen nicht gespielte Autoren aufführen sowie experimentelle Theaterkonzepte entwickeln. Diese alternativen Theater stehen in Konkurrenz zu den Stadttheatern. In den 1970er-Jahren formiert sich die professionelle Freie Theaterszene in der gesamten Schweiz. 1975 wird die Kleintheater-Vereinigung KTV (heute KünstlerInnen – Theater – VeranstalterInnen, ktv) gegründet.¹⁶ Die Infrastruktur für das professionelle Theater auch ausserhalb der wirtschaftlichen und kulturellen Zentren wächst unablässig. Ab den 1980er-Jahren kann die Freie Szene eine Reihe alternativer Spielorte übernehmen (Theaterhaus Gessnerallee und Rote Fabrik in Zürich; Kaserne Basel; Theater Tuchlaube, Aarau; Schlachthaus Theater Bern etc.). Dies führt zu einer den Theaterorganismus anregenden Durchmischung von freiem und traditionell-institutionalisiertem Theater. Subventionen der öffentlichen Hand werden in erster Linie von den Gemeinden zur Verfügung gestellt und teilweise nach dem Subsidiaritätsprinzip durch den Kanton ergänzt. Der Bund kann einzelne Theaterprojekte nur über die Kulturstiftung Pro Helvetia unterstützen, die insbesondere Austauschprojekte zwischen den Sprachregionen fördert. Die lokale Förderungspolitik hat in den letzten zwanzig Jahren deutlich an Differenziertheit gewonnen. Statt strikter Einzelförderung von Projekten existieren heute zahlreiche Modelle, die auch längerfristige Gruppenförderung oder Koproduktionen gestatten. In Bern erhalten heute beispielsweise das Schlachthaus Theater und die Dampfzentrale mehrjährige Subventionsverträge. Auch in anderen Städten werden Beiträge sowohl an einzelne Produktionen und Auführungen vergeben als auch für die Unterstützung langfristiger Projekte und Gruppenförderungen eingesetzt. 2010 ergibt eine Erhebung des ITW Bern eine Gesamtzahl von 1,7 Mio Besucherinnen und Besuchern der Freien Theaterszene. Diese Theaterform ist damit die zweite tragende Säule des Theaterbetriebs in der Schweiz. Selbst wenn mit den drei Hauptformen von Theater hier nur ein Ausschnitt aus dem Gesamtgeschehen angedeutet wird, so ist

¹⁶ «Die ktv zählt rund 600 KünstlerInnen und Truppen, 300 Theaterorganisationen, 40 Theateragenturen und 400 Interessierte zu ihren Mitgliedern. Dies ergibt ein Total von 4'600 Mitgliedern.» <http://www.ktv.ch/d/18/>; 31.1.2012.

es doch – über die letzten zwanzig Jahre betrachtet – interessant, dass insbesondere durch die Freie Szene mitten im Hype des elektronischen Zeitalters, seit der Erfindung des Internets, die Theaterbesuche um mindestens eine halbe Million zugenommen haben.

Volkstheater / Amateurtheater. In der Deutschschweiz beinhaltet der Begriff Volkstheater das Amateurtheater, Lientheater, Vereinstheater, Seniorentheater etc. In der Westschweiz verwendet man in diesem Sinne den Begriff *théâtre amateur*. Im Gegensatz dazu meint «*théâtre populaire*» Theater für das Volk, Produktionen, die das breite Publikum mit unterhaltsamen Stücken ansprechen, unabhängig davon, ob Laien oder professionelle Darsteller spielen. Etwa jeder hundertste Einwohner der Schweiz ist Mitglied eines Theatervereins oder Vereinstheaters, was sich unter anderem mit der Bedeutung der Dialekte erklären lässt, die einen hohen lokalen Identifikationswert besitzen.

Der Zentralverband Schweizer Volkstheater ZSV, gegründet 1906, vereinigt etwa 600 Amateurtheatergruppen der deutsch- und rätoromanischsprachigen Schweiz. Mit den Verbänden in den anderen Sprachregionen kommt man auf mehr als 870 Amateurtheater. Die Daten, die der ZSV von seinen Gruppen auf freiwilliger Basis erhebt, fließen in eine Hochrechnung ein, die für die letzten zwanzig Jahre einen Durchschnitt von etwa 842'000 Besuchern pro Jahr zeigen. Wenn man nun die Gruppen der anderen Verbände in die Hochrechnung einbezieht, ergibt sich eine Zuschauerzahl von mindestens 1,2 Millionen für das in den Verbänden organisierte Volks-/Amateur- und Lientheater.

Diese Tour de Force durch die rund 30 Stadttheater, die ca. 300 Spielstätten für professionelles Freies Theater und die Lokalitäten der knapp 900 Gruppen der Amateurtheaterverbände weist 4,5 Millionen Theaterbesuche aus. Hinzu kommen aber die Besucher von Aufführungen, die unabhängig von den in den Verbänden organisierten Profis, Amateuren und Laien entstehen. Auch Theaterformen wie Unternehmenstheater, Performances, Poetry Slam oder Theater, gespielt von Personen mit einer Behinderung, generieren zahlreiche Zuschauende. Schultheater, Tourneetheater und Studententheater, Festspiele, Privattheater und vor allem der Musical-Boom in Hallen und unter freiem Himmel kommen



Vom Theaterreiben im mittelalterlichen Luzern bis zu Christoph Schlingensiefel in Zürich, von antiken Theaterbauten zum modernen Tanz. Das Institut für Theaterwissenschaft Bern widmet sich der Schweizer Theaterlandschaft ebenso wie internationalen Phänomenen. In seinen beiden Reihen Theatrum Helveticum und Materialien des ITW Bern sind bisher 23 Bücher erschienen; im zwanzigsten Jahr seines Bestehens kommen vier weitere hinzu.
Foto: Chronos Verlag Zürich.

hinzu. Diesen Reichtum an Theaterangeboten dokumentiert der Band *Bühne & Büro. Sondierungen zum Schweizer Gegenwartstheater*, der derzeit am ITW Bern die Endredaktion durchläuft.¹⁷ Indem er die genannten Theaterformen porträtiert und einen Blick hinter die Kulissen des Theaterbetriebes wirft, bildet er einen Beitrag zur systematischen Erforschung der hiesigen Theaterlandschaft.

Die Theaterwissenschaft will langfristig die Theaterarbeit, die Theaterkritik, die Ausbildung von Schauspielschülern, Theaterpädagogen und Medienfachleuten im Dialog qualitativ beeinflussen. Die Schweizer Theaterhistoriographie will langfristig eine «Theatergeschichte der Schweiz» erstellen. Die Theatertheorie will die Strukturen und Funktionen, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Produktions- und Rezeptionsformen der vielschichtigen Schweizer Theaterstruktur analysieren und die Ergebnisse in den internationalen Diskurs über Theater einbringen. Die Dramaturgie will als Produktions- und Entwicklungsdramaturgie wirken, d. h. über den Lehrbetrieb hinaus Theaterproduktionen und (Nachwuchs-) Dramatiker unterstützen. Die Aufführungsanalyse will das gegenwärtige Schweizer Theaterschaffen und jenes in den angrenzenden Ländern durchleuchten und dokumentieren – und all dies ist im Gange. ■

¹⁷ Kotte, Andreas, Gerber, Frank (Hg.): *Bühne & Büro. Sondierungen zum Schweizer Gegenwartstheater*. Theatrum Helveticum 13, erscheint im November 2012 im Chronos Verlag Zürich. Für die drei Haupttheaterformen wurde hier der einführende Beitrag «Die Landschaft und ihre Formen» verwendet.

Medizingeschichte – Geschichte in der Medizin

Hubert Steinke *

Im Unterschied zu anderen «Kleinen Fächern» wie Ägyptologie oder Theaterwissenschaft wird die Medizingeschichte nicht automatisch und ausschliesslich als ein eigenständiges Fach wahrgenommen.¹ Als Teilgebiet der Geschichte ist sie wie die ihr nahestehende Wissenschafts- und Technikgeschichte oder die etwas weiter entfernte Wirtschaftsgeschichte grundsätzlich ein Teilgebiet der Allgemeinen Geschichte. Aspekte der Medizingeschichte werden daher auch an zahlreichen historischen Instituten in unterschiedlicher Intensität untersucht und gelehrt. Deren Vertreter verstehen sich aber nicht explizit als Medizinhistoriker, sondern als Historiker, die sich medizinischen – und auch anderen – Themen der Geschichte widmen. Wenn im deutschen Sprachraum allerdings von der Medizingeschichte als «Fach» im engeren Sinne gesprochen wird, so sind in der Regel die an Medizinischen Fakultäten beheimateten Institute für Medizingeschichte und deren Forschungs- und Lehrprogramme gemeint. Auf diese wird im Folgenden fokussiert.

Das an den Medizinischen Fakultäten institutionalisierte und damit eng mit den Interessen und Ansprüchen der Medizin verknüpfte Fach Medizingeschichte weist einige Besonderheiten auf, die sich wesentlich aus seiner spezifischen Geschichte ergeben. Diese soll daher zuerst in groben Zügen dargestellt werden.² Es lassen sich – trotz aller bekannten Probleme der Pe-

riodisierungen – vier Epochen der Medizingeschichtsschreibung unterscheiden, die hier am Beispiel der Hippokrates-Rezeption geschildert werden.

Einheit der «ars medica»

Die erste Phase ist gekennzeichnet durch das Ideal einer Einheit der «ars medica» und umspannt die Zeit von der Antike bis etwa in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Eine beispielhafte Figur dieser Tradition ist Herman Boerhaave (1668-1738), Professor in Leiden und der führende medizinische Lehrer seiner Zeit. In seiner Antrittsvorlesung *De commendando studio hippocratico* (1701) stellte Boerhaave Hippokrates als unübertroffenen Gründervater und Verfechter einer einfachen, klaren, auf Beobachtung fussenden Medizin dar, die später durch theoretische und spekulative Systeme verfälscht wurde.³ Er forderte eine Reinigung dieser korrumpierten Medizin, nicht alleine durch das Zurückgehen auf Hippokrates, sondern durch ein «hippokratisches Studium». Dieses beginnt bei Hippokrates, fährt chronologisch mit dem Studium der späteren Autoren weiter und lässt dabei in die Irre führende metaphysische Systeme weg, integriert aber Autoren, die auf den hippokratischen Prinzipien der Einfachheit, Klarheit und zuverlässigen Beobachtung beruhen. Boerhaave verlangte also eine historisch geleitete Rekonstruktion der Medizin durch den spezifischen hippokratischen Blick. Die Geschichte wird so der Schlüssel zum Herausdestillieren von Gemeinsamkeiten und letztlich zur Herstellung von Einheit. In seinem Bemühen um eine Wiederherstellung einer hippokratischen Medizin ging Boerhaave soweit, dem antiken Arzt die Erkenntnis von mathematischen und Naturgesetzen zuzuschreiben und ihn damit auch zu einem Vorreiter der Newtonschen Mechanik – ein wesentliches Gerüst der Boerhaavschen Medizin – zu machen.⁴ Eine eigentliche Geschichtsschreibung war unter dieser Perspektive nicht möglich: die alte Medizin war Teil der neuen, die Geschichte ging im Projekt der Einheit der Medizin auf.

Aufgeklärte Medizingeschichte

Diese Vereinnahmung der Geschichte kam im Jahrhundert der Aufklärung und der beginnenden kritischen Geschichtsschreibung unter Beschuss. Wir

¹ Überarbeitete Fassung der Antrittsvorlesung vom 8.12.2011.

² Vgl. dazu Ralf Bröer (Hg.): Eine Wissenschaft emanzipiert sich. Die Medizinhistoriographie von der Aufklärung bis zur Postmoderne (Pfaffenweiler 1999); Andreas Frewer/Volker Roelcke (Hg.): Die Institutionalisierung der Medizinhistoriographie. Entwicklungslinien vom 19. ins 20. Jahrhundert (Stuttgart 2001); Frank Huisman, John Harley Warner (ed.): Locating medical history: the stories and their meanings (Baltimore 2004); Thomas Rütten (Hg.): Geschichte der Medizingeschichtsschreibung. Historiographie unter dem Diktat literarischer Gattungen von der Antike bis zur Aufklärung (Remscheid 2009).

* Institut für Medizingeschichte, Bühelstrasse 26, 3012 Bern.

E-mail: hubert.steinke@img.unibe.ch

Hubert Steinke, Dr. med. Dr. phil., geb. 1966, ist seit August 2011 Ordinarius für Medizingeschichte und Direktor des Instituts für Medizingeschichte der Universität Bern. Studium der Medizin, Kunstgeschichte, Geschichte und Philosophie in Bern, PhD in Geschichte an der University of Oxford. Langjährige Mitarbeit im Berner Haller-Projekt (SNF), Assistent in Mainz, Zürich. 2008 Oberassistent, 2009 Habilitation. Seit 2008 Lehrbeauftragter für Medizingeschichte an der Universität Basel. Mitherausgeber von *Gesnerus. Swiss Journal of the History of Medicine and Sciences*, Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften.

³ Herman Boerhaave: *Oratio de commendando studio Hippocratico* (Leiden 1701).

⁴ Herman Boerhaave: *Praelectiones academicae in proprias institutiones rei medicae*, edidit et notas addidit Albertus Haller, 7 Bde. (Göttingen 1739-44), Bd. 1, S. 20.

treten hier in eine Periode ein, der es – wie Hans-Uwe Lammel herausgearbeitet hat – an einer zielgerichteten Entwicklung fehlte, d.h. es gab keine einheitliche Strömung, die die Medizingeschichte charakterisiert hätte, sondern vielmehr Ausdifferenzierungen in unterschiedliche Richtungen und auf unterschiedlichen Ebenen mit Kontinuitäten sowie Abbrüchen.⁵ Entscheidend ist aber, dass die Medizin – oder zumindest einige ihrer Vertreter – nach neuen Methoden und Wegen für die Zukunft suchte, damit Distanz zur eigenen Geschichte und die Möglichkeit einer kritischen Geschichtsschreibung schaffte. Albrecht von Haller (1708-1777) etwa, ein Schüler Boerhaaves und selbst eine prägende Gestalt der Medizin seiner Zeit, kritisierte die Einschätzung seines Lehrers und hielt fest, dass Hippokrates wohl unübertroffen in seiner Beschreibung einzelner Krankheitssymptome sei. Angesichts des damaligen Mangels an theoretischem Wissen sei er aber nicht in der Lage gewesen, rationale Grundlagen für die Therapie zu liefern und er könne daher auch nicht als Vorreiter einer modernen, rationalen Medizin gelten.⁶ Damit machte Haller den entscheidenden Schritt: er löste die Einheit der Medizin auf, setzte Hippokrates in den Kontext seiner Zeit und historisierte ihn.

Doch zeigt sich gerade bei Haller eine gewisse Ratlosigkeit und Widersprüchlichkeit der Medizin, was sie mit dieser so gewonnenen Geschichte tun soll. Als aufgeklärter, fortschrittsorientierter Forscher bemühte sich der Berner Gelehrte darum, auch das alte Wissen für die Zukunft fruchtbar zu machen. Er zeigte zwar ein aussergewöhnliches Verständnis für die zeitliche Gebundenheit des Wissens, mass aber den Wert einer älteren Publikation letztlich an den aktuellen Ansprüchen. So prüfte er in seinen kritischen Bibliographien Tausende und Abertausende von Einzelheiten, die in allen Jahrhunderten beschrieben wurden, und konstruierte so den aktuellen Stand des Wissens gemäss aktuellen Kriterien. Er suchte nicht die Einheit, er suchte einzelne Fakten, er zerstückelte die gesamte Medizin und er zerstückelte damit auch Hippokrates. Hippokrates' Welt war nicht Hallers Welt und Haller versuchte gar nicht, diese in Kongruenz zu bringen, vielmehr definiert er seine eigene Welt und untersuchte, was Hippokrates dazu beitragen kann, ganz nach dem Motto «Prüfet alles und das Gute behaltet» (1Thess 5,21). Man bezeichnet dies auch als den pragmatischen Ansatz der

Geschichtsschreibung. Wie Richard Toellner richtig festgestellt hat, bedeutet der Pragmatismus in dieser Hallerschen Form, das alte Wissen auf seine aktuelle Gültigkeit zu reduzieren, den Tod der – eben erst entstehenden – Medizingeschichte.⁷

Darin spiegelt sich, wie ich meine, auch die Unsicherheit der damaligen Medizin. Das alte, tradierte Wissen inklusive der zentralen Lehre vom Gleichgewicht der Körpersäfte (Humoralpathologie) wurde zunehmend obsolet, es wurde ein neues, auf modernen Grundlagen erarbeitetes Wissen verlangt, die Forderungen wurden aber nur in sehr beschränktem Mass umgesetzt, noch hatte man keine neue stabile Wissensgrundlage. Und so schwankte man zwischen einem rein empirischen Sammeln von Wissen im Sinne einer Erfahrungswissenschaft und der Etablierung einer neuen Form von Naturwissenschaft. Mit diesem Versuch einer Neuorientierung war die bisher unhinterfragte historische Einheit der Medizin zerstört.

Ein Fach unter Druck

Über diesen pragmatischen Ansatz hinaus sahen Hallers Nachfolger im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert in der Medizingeschichte vornehmlich einen im Allgemeinen und Grundsätzlichen liegenden Gewinn: sie biete Orientierungshilfe in der komplexen und sich verändernden medizinischen Landschaft, fördere die Aufgeschlossenheit gegenüber allem Fremden, Bescheidenheit und Selbstkritik und bewahre vor der Wiederholung alter Irrtümer.

Mit dieser Mischung von Argumenten konnte sich die Medizingeschichte im medizinischen Curriculum bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts noch halten: als Ort der Reflexion, aber mindestens so bedeutend auch als Ort, wo die Summe des ärztlichen Wissens und der ärztlichen Erfahrung aus Jahrtausenden vermittelt wird, sowohl im pragmatischen Sinne Hallers, aber sicher auch noch mit der alten Idee einer Einheit der Medizin.

Ab der Mitte des Jahrhunderts aber trat das Fach in eine neue (dritte) Phase ein. Es kam vermehrt unter Druck. Die Medizin etablierte und verstand sich zunehmend als Naturwissenschaft, der Bruch mit der alten Medizin wurde definitiv vollzogen. Mit der Entdeckung der Zelle, der chemischen Analyse des Blutes, der keimfreien Operation, sowie unzähligen anderen, zunehmend messenden Verfahren in der Diagnose waren die Mediziner davon überzeugt, die grundlegenden Mittel für den raschen und kontinuierlichen Fortschritt in der Hand zu haben. Ein ungeahntes Ver-

⁵ Hans-Uwe Lammel: *Klio und Hippokrates: eine Liaison littéraire des 18. Jahrhunderts und die Folgen für die Wissenschaftskultur bis 1850 in Deutschland* (Stuttgart 2005).

⁶ Boerhaave, *Praelectiones*, ed. Haller (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 20 (Kommentar Hallers); Albrecht von Haller: *Hippocratismes*, in: *Supplément à l'Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences et des arts et des métiers*, Bd. 3 (Amsterdam 1777), S. 427-428.

⁷ Richard Toellner: *Die Geschäfte der Geschichte. Von Nutz und Frommen der Medizingeschichte im 18. Jahrhundert*, in: Rütten 2009 (wie Anm. 2), S. 329-355.

trauen in die Naturwissenschaft entstand, das um die Jahrhundertwende seinen Höhepunkt erreichte. Der Kliniker Bernhard Naunyn stellte 1905 fest: «Für mich ist es kein Zweifel, dass das Wort: <Die Medizin wird eine Wissenschaft sein, oder sie wird nicht sein> auch für die Therapie gelten muss und gilt. Die Heilkunde wird eine Wissenschaft sein oder sie wird nicht sein. Mir ist es sonnenklar, dass da wo die Wissenschaft aufhört, nicht die Kunst anfängt, sondern die rohe Empirie und das Handwerk».⁸

Aus dieser Perspektive war die ärztliche Kunst und Erfahrung nur eine Krücke, auf die die Medizin in ihrer zunehmenden Verwissenschaftlichung bald nicht mehr angewiesen sein würde. In diesem Umfeld verlor die Medizingeschichte ihren bisherigen Platz als integraler Bestandteil der Medizin.⁹ Denn wo das Ziel so klar, eindeutig und kompromisslos vorgegeben war, brauchte es keine Instanz mehr, die Orientierungshilfe und Selbstkritik anbot.

Die Instrumentalisierung der Geschichte

Unter diesem Rechtfertigungsdruck schlug die Medizingeschichte eine fatale Richtung ein mit Konsequenzen, die wir heute noch spüren. Sie passte sich der Medizin an und gab ihre Funktion als kritische Instanz auf.¹⁰ So schrieb etwa Max Neuburger in der Einleitung zum Handbuch der Geschichte der Medizin von 1903, dem damaligen Referenzwerk: «Die Medizin der neueren Zeit charakterisiert sich gegenüber der dogmatisch-kompilatorischen Heilkunde des Mittelalters durch das Streben nach Vervollkommnung der hippokratischen Kunst auf dem Wege denkender Beobachtung und durch die, im Stufengang der Entwicklung immer deutlicher hervortretende Tendenz, an Stelle der Kunst allmählich eine festgefügte Wissenschaft zu schaffen, welche die Kluft zwischen Theorie und Praxis nicht mit spekulativen Hypothesen und empirischen Regeln, sondern mit Naturgesetzen überbrückt».¹¹

Der Historiker übernahm hier die Argumentation des Klinikers, der wissenschaftlicher Theoriebildung verpflichtet war. Auch für ihn gab es einen vorgezeichneten Weg, als ob der Antike bereits das Ziel der naturwissenschaftlichen Medizin des 20. Jahrhunderts vor Augen gestanden hätte. Und auch in seiner Teleologie ist die Kluft zwischen Theorie und Praxis

nur eine vorübergehende, die es mit Naturwissenschaft zu schliessen gilt. Man ist nicht erstaunt, dass diese Medizin – wie bei Boerhaave – auf Hippokrates zurückgeführt wurde und dass dabei der Begriff der «denkenden Beobachtung» verwendet wird, der die Elemente der Empirie und Rationalität verbindet. Unter dieser neuen Perspektive wurde nun in positivistischer Weise alles gesammelt, was die Medizin auf ihrem vorgezeichneten Weg voranbringt, der Rest wurde in Form von Hindernissen beschrieben, die rückständige und dogmatische Ärzte oder ungebildete Kurpfuscher der hippokratisch gesinnten Medizin in den Weg legten, wobei immer klar war, dass sich diese letztendlich glorreich durchsetzt. Die Ansätze einer Historisierung und Kontextualisierung, die die aufgeklärte Historiographie eingebracht hatte, gingen in dieser eindimensionalen Erfolgsgeschichte unter.

Damit verschaffte die Medizingeschichte der Medizin die Legitimation, den historischen Beweis für die Richtigkeit ihres rein naturwissenschaftlichen Ansatzes. Als Dank dafür erlebte sie einen Institutionalisierungsschub mit der Einrichtung von Lehrstühlen und Instituten nach der Jahrhundertwende. Gemeinsam feierten die Mediziner und die Medizinhistoriker (die ja fast ausschliesslich auch Mediziner waren), die wichtigen Wegmarken, die grossen Figuren dieser Erfolgsgeschichte.

Professionalisierung

Doch konnte diese in der Medizin verfolgte, positivistische Geschichtsschreibung von der damaligen Geschichtswissenschaft nicht mehr ernst genommen werden, einzelne der medizinhistorischen Autoren wurden sogar als abschreckende Beispiele für unwissenschaftliche Geschichtsklitterei zitiert. Innerhalb der Medizin konnte sich diese Form der Geschichte zwar noch bewahren, doch isolierte sie sich dadurch von der professionellen historischen Forschung. Dieser Zustand hielt längere Zeit an. Henry E. Sigerist (1891–1957), der wohl bedeutendste Medizinhistoriker des 20. Jahrhunderts, lieferte 1934 eine Übersicht über den Stand der Hippokratesforschung und unterschied drei Gruppen von Autoren: «The first and by far the largest group consists of papers written without any knowledge of the sources, without any critical sense, mere compilations from current textbooks perpetuating errors from generation to generation. We need not mention them here. The sooner they are forgotten, the better».¹² Dies sind die Schriften der klassischen Fortschrittsgeschichte. Davon unterschied

⁸ Bernard Naunyn: Gesammelte Abhandlungen, 2 Bde. (Würzburg 1909), Bd. 2, S. 1348.

⁹ Werner Kümmel: "Dem Arzt nötig und nützlich"? Legitimierungsstrategien der Medizingeschichte im 19. Jahrhundert, in: Frewer/Roelcke 2001 (wie Anm. 2), S. 75-89.

¹⁰ Richard Toellner: Der Funktionswandel der Wissenschaftshistoriographie am Beispiel der Medizingeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Bröer 1999 (wie Anm. 2), S. 175-187.

¹¹ Max Neuburger, Julius Pagel (Hg.): Handbuch der Geschichte der Medizin, 3 Bde. (Jena 1902-1905), Bd. 2, S.

¹² Henry E. Sigerist: On Hippocrates [1934], in: Henry E. Sigerist on the history of medicine, ed. by Felix Marti-Ibanez (New York 1960), S. 97-119, hier S. 115.

Sigerist eine zweite Gruppe, die sich mit dem Hippokratismus, der hippokratischen Medizin beschäftigt, die in Hippokrates den Übervater verehrt, welcher der Medizin den Weg in die Zukunft gewiesen hat und die sich nach einer Einheit der Medizin im von Boerhaave propagierten Sinne sehnt. Diese Schriften betrachtete Sigerist als Wunsch-Projektionen ohne jeglichen historischen Wert.

Aber neben diesen beiden Gruppen einer fragwürdigen Geschichtsschreibung beschrieb Sigerist eine dritte Gruppe von Studien, die sich mit kritischem, sowohl ärztlichem wie historisch-philologischem Sachverstand der Hippokrates-Forschung widmen. Und in Zusammenfassung des damaligen Forschungsstands kam er zu der Erkenntnis – die auch heute noch gilt –, dass wir von Hippokrates kaum mehr wissen, als dass er gelebt hat, dass der Grossteil der Texte des Corpus Hippocraticum, die ihm jahrhundertlang zugeschrieben wurden, sicher nicht von ihm stammt und dass jeder Versuch, ihm auch nur einen einzelnen Satz zuzuschreiben oder ein Profil des Arztes Hippokrates zu entwerfen, ein reines Ratespiel ist.

Die «neuere» Medizingeschichte

Henry Sigerist und eine Reihe weiterer Zeitgenossen und Nachfolger haben eine Professionalisierung der Medizingeschichte in die Wege geleitet und insbesondere einen sozialgeschichtlichen Ansatz gefördert, der zuerst in den USA und England und später auch im deutschsprachigen Raum aufgenommen wurde. Damit wurde die vierte Phase, diejenige der sogenannten «neueren» Medizingeschichte eingeläutet. Diese hat sich sämtlichen Fragestellungen und Ansätzen der übrigen Geschichtswissenschaft gegenüber geöffnet, die *linguistic, visual, cultural, practical* und übrigen *turns* in der Forschung mitgemacht und zunehmend auch mitgestaltet.¹³ Mit diesem methodologisch gereiften Rüstzeug versucht sie, historische Verhältnisse im Rahmen ihres jeweiligen Kontextes zu verstehen und zu erklären und fragt z.B. danach, wie die jeweilige Generation ihren eigenen Hippokrates erfunden bzw. konstruiert hat.¹⁴ Sie interessiert sich nicht nur für grosse Ärzte und medizinische Entdeckungen, sondern ebenso sehr für Patienten, Spitäler, Gesund-

heitswesen, Körperideale, geschlechtsspezifische und allgemeine soziale Bedingungen, medizinische Wissenskulturen, demographische Prozesse, politische Veränderungen, Ethnomedizin, Medizinethik, Komplementärmedizin und vieles mehr.¹⁵ Sie interessiert sich nicht nur für grosse Ärzte und medizinische Entdeckungen, sondern ebenso sehr für Patienten, Körperideale, geschlechtsspezifische und allgemeine soziale Bedingungen, medizinische Wissenskulturen, demographische Prozesse, politische Veränderungen, Ethnomedizin, Medizinethik, Komplementärmedizin und vieles mehr.

Dem stark ausgeweiteten Themengebiet entspricht der breite disziplinäre Hintergrund von Forscherinnen und Forscher, die sich mit medizinhistorischen Fragen befassen: Historiker und Mediziner unterschiedlicher Ausrichtung, Soziologen, Anthropologen, Wissenschaftstheoretiker, Ethiker etc. Die aktuellen Ordinarien an medizinhistorischen Instituten im deutschsprachigen Raum verfügen alle entweder über eine medizinische oder eine historische Ausbildung, oft auch über eine doppelte Qualifikation.

Institutionen und Lehrgänge

Die institutionalisierte Medizingeschichte existiert heute vor allem im deutschsprachigen und angelsächsischen Raum. In Deutschland wurde das erste Institut 1906 in Leipzig gegründet, der weitere Ausbau fand insbesondere nach dem 2. Weltkrieg statt; heute gibt es 30, überwiegend an medizinischen Fakultäten angesiedelte Institute.¹⁶ In der Schweiz setzte die Institutionalisierung erst nach dem 2. Weltkrieg ein: gegründet wurden Institute in Zürich (1951), Bern (1963), Lausanne (1989) und Genf (1991), in Basel konnte sich das Fach nie richtig institutionell verankern. Im Fall von Zürich und Bern bildeten eine grössere Objektsammlung (das heutige Medizinhistorische Museum in Zürich) bzw. eine medizinhistorische Bibliothek den Nukleus, aus dem sich mit der Zeit ein Institut mit einem Ordinariat entwickelte.

¹³ Zu den Forschungsgebieten und Methoden der aktuellen Medizingeschichte vgl. Norbert Paul, Paul Schlich (Hg.): *Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven* (Frankfurt/New York 1998); Huisman/Warner 2004 (wie Anm. 2); John Burnham: *What is medical history?* (Cambridge 2005); Jörg Vögele, Heiner Fangerau, Thorsten Noack (Hg.): *Geschichte der Medizin - Geschichte in der Medizin. Forschungsthemen und Perspektiven* (Münster 2006); Stefan Schulz et al.: *Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. Eine Einführung* (Frankfurt am Main, 2006); Wolfgang Uwe Eckart, Robert Jütte: *Medizingeschichte. Eine Einführung* (Stuttgart 2007).

¹⁴ Vgl. z.B. David Cantor (ed): *Reinventing Hippocrates* (Aldershot 2002); *The history of medicine in context*.

¹⁵ In neueren Übersichtsdarstellungen der Geschichte der Medizin wird diese ganze Vielfalt sichtbar; vgl. die beiden sehr kurzen, aber prägnanten Darstellungen: William F. Bynum: *History of medicine. A very short introduction* (Oxford 2008); Karl-Heinz Leven: *Geschichte der Medizin. Von der Antike bis zur Gegenwart* (München 2008). Etwas ausführlicher und systematischer: Wolfgang U. Eckart: *Geschichte der Medizin*, 6. Aufl. (Heidelberg 2009). Erzählerisch, umfangreicher: Roy Porter: *Die Kunst des Heilens. Eine medizinische Geschichte der Menschheit von der Antike bis heute* (Heidelberg 2000). Didaktisch, insbesondere an Mediziner und Medizinstudenten gerichtet: Jacalyn Duffin: *History of medicine. A scandalously short introduction* (Toronto 1999). Enzyklopädisch, schon etwas älter, aber immer noch wegleitend und gut lesbar: W.F. Bynum and Roy Porter (ed): *Companion encyclopedia of the history of medicine*, 2 vols. (London/New York 1993).

¹⁶ Eckart/Jütte 2007 (wie Anm. 13), S. 105-106.

In den USA ist die Medizingeschichte an einigen Universitäten wie Johns Hopkins oder Yale mit eigenen Instituten vertreten, an den meisten Orten sind es jedoch interdisziplinär verknüpfte Projekte und Programme mit angeschlossenen Lehrgängen, in deren Rahmen medizinhistorisch geforscht und gelehrt wird. In England ist die Situation gerade im Umbruch, seit der Wellcome Trust 2011 seine Finanzierung der bisher grössten medizinhistorischen Forschungseinrichtung, des «Centre for the History of Medicine» am University College of London, beendet hat. Sowohl in den USA wie in England werden zahlreiche Studiengänge für Medizingeschichte auf Master- und Doktoratsstufe (MA, PhD) angeboten. Entsprechende Angebote fehlen im deutschsprachigen Raum sowie den meisten übrigen Ländern. Dissertationen mit medizinhistorischen Themen werden zwar oft von Medizinhistorikern betreut oder mitbetreut, dies geschieht aber von Fall zu Fall und nicht im Rahmen spezifischer Lehrgänge. Regelmässig geleitet werden die weniger anspruchsvollen medizinischen Masterarbeiten und Dissertationen (Dr. med.).

Medizingeschichte an der medizinischen Fakultät

Das Fach Medizingeschichte ist methodisch bei den Geistes- und Sozialwissenschaften beheimatet, institutionell – und damit auch finanziell – aber wird es getragen von der medizinischen Fakultät, der gegenüber es auch seinen spezifischen Lehrauftrag zu erfüllen hat. Diese fakultäre Verankerung hat zu der oben geschilderten Vereinnahmung geführt, von der sich die neuere Medizingeschichte zwar befreite, doch hat sich das Verständnis für die Notwendigkeit eines historisch-kritischen Zugangs noch nicht überall verbreitet. Viele Ärzte, medizinische Forscher und Studierende sind in ihrer Wahrnehmung der Medizingeschichte noch älteren und oft überholten Ansätzen und Fragestellungen verpflichtet. Ein Kollege aus der Klinik, der bis vor kurzem noch in Bern tätig war, liess mich wissen, dass er in der medizinischen Abschlussprüfung, wenn der Erfolg oder Misserfolg eines Prüflings in der Schwebe war, jeweils die Frage stellte, ob er oder sie Albrecht von Haller kenne. Die Antwort entschied dann darüber, ob das Examen bestanden wurde oder nicht. Dies ist die Optik, die Haller als einen Referenzpunkt in der Fortschrittsgeschichte wahrnimmt, auf den die Berner Medizin stolz sein kann. Diese Optik ist nicht grundsätzlich falsch; die Medizin hat ohne Zweifel riesige Fortschritte gemacht und Haller hat Wichtiges dazu beigetragen. Doch sie ist einseitig und nur in beschränktem Masse erkenntnisfördernd.

Doch wieso ist diese Sicht auch heute noch so verbreitet, bei Ärzten wie bei den Studierenden? Wie Jacalyn Duffin betont, ist das Grundproblem des Arztes

und des Historikers eigentlich das gleiche.¹⁷ Beide müssen den einzelnen Fall – sei es den individuellen Patienten oder die einzelne Quelle – mit allgemeinem Wissen, also den pathophysiologischen Grundkenntnissen oder dem historischen Kontext in Beziehung setzen. Und beide wissen, dass man weder vom Allgemeinen auf das Einzelne noch vom Einzelnen auf das Allgemeine mit mathematischer Präzision und Zuverlässigkeit schliessen kann; es gibt immer einen Raum der Unsicherheit, des Zufälligen. Ich vermute, dass wir hier der Sache einen Schritt näher kommen. Denn der Historiker ist in der angenehmen Situation, dass er diesen Raum der Unsicherheit stehen lassen kann, er kann ihn beschreiben, problematisieren oder gar heuristisch nutzen. Der Arzt hingegen muss entscheiden, womit er es im Einzelfall zu tun hat; auch in der heutigen Zeit des *informed consent*, in der er dem Patienten auch Unklarheiten offenlegen kann, muss er handeln und einen Therapievoranschlag machen. Unter dieser allgemeinen ärztlichen Perspektive hat er weit stärker als der Historiker ein Bedürfnis nach klaren Antworten und einfachen Erklärungen. Und diese einfachen Erklärungen liefert die Erfolgsgeschichte mit ihrem Fokus auf die naturwissenschaftliche Seite der Medizin.

Aufgaben des Dozenten

Dabei sind sich ja der Arzt und die Ärztin eigentlich im Klaren darüber, dass die Medizin keine reine Naturwissenschaft ist und dass die reduktionistische Sicht von Bernhard Naunyn in die Irre führt. Nebst der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung ist die Medizin auch auf die statistisch-empirische klinische Forschung und die ärztliche Erfahrung bzw. ärztliche Kunst angewiesen. Die Qualität und das Wesen der Medizin zeigen sich erst in der individuellen Behandlung jedes einzelnen Patienten. Die Medizin umfasst mehr als nur die Naturwissenschaft, sie ist eine Handlungswissenschaft.¹⁸

Erst wenn wir die Medizin als Ganzes wahrnehmen, erhält auch die Medizingeschichte ihren sinnvollen Platz. Dabei darf sie als Unterrichtsfach an der medizinischen Fakultät die aktuelle Medizin nicht ausklammern, sie muss vielmehr von ihr ausgehen und nach ihren historischen Bedingungen fragen, denn wir bilden Mediziner aus und nicht Historiker. Richard Toellner will in diesem Zusammenhang daher nicht von Medizingeschichte sprechen, sondern er verwendet den Begriff der «historischen Medizin», welche Teil der aktuellen Medizin ist. Alfons Labisch spricht in ähnlicher Weise

¹⁷ Jacalyn Duffin: A Hippocratic triangle: history, clinician-historians, and future doctors. Social history of medicine in Germany and France in the late twentieth century. From the history of medicine towards a history of health, in: Huisman/Warner 2004 (wie Anm. 2), S. 432-449.

¹⁸ Vgl. Alfons Labisch: Geschichte der Medizin – Geschichte in der Medizin, in: Vögele/Fangerau/Noack 2006 (wie Anm. 12), S. 13-26.

von der «Geschichte in der Medizin».¹⁹ Man könnte hierfür auch den alten Begriff der pragmatischen Medizingeschichte aufnehmen, da es ihr letztendlich nicht um die Geschichte selbst, sondern um deren Erkenntnis-Nutzen für die heutige Medizin geht.

Diese Ausrichtung auf die aktuelle Verfasstheit der Medizin ist für den historisch geschulten Dozenten eine Herausforderung. Als Forscher soll er seine Fragestellungen im Einklang mit der internationalen Geschichtsforschung entwickeln und darf sich nicht zu sehr von der Suche nach Themen mit besonderem Aktualitätsbezug bestimmen lassen, aber als Dozent an der medizinischen Fakultät muss er von Fragen ausgehen, die für die heutige Medizin von besonderer Relevanz sind. Sein Hauptziel kann es nicht sein, lediglich historisches Wissen zu vermitteln, sondern den historischen Zugang als heuristisches Mittel zum besseren Verständnis der heutigen Medizin zu benutzen. Dies bedeutet die Erklärung und kritische Reflexion grundlegender Strukturen, Bedingungen, Selbstverständnisse und Problemlagen in der medizinischen Wissenschaft und Praxis aus historischer Perspektive. Der Unterricht dreht sich um die beiden miteinander verknüpften Kernthemen medizinische Wissenschaft und das Verhältnis zwischen Arzt, Patient und Gesellschaft. Dabei werden Fragen gestellt wie: was ist das für ein Wissen, das die Mediziner haben, wie entsteht es, auf welchen Grundvorstellungen beruht es, wie wird es angewendet? Was ist eine Krankheit, wie verändern sich Konzepte von Krankheit? Wie wandelt sich das Verhältnis zwischen Arzt und Patient etc.

Das Gegenüber in Vorlesung und Seminar sind Studierende mit meist geringen historischen Kenntnissen, oft auch nur beschränktem Verständnis für historisches Denken. Hier ist es wichtig, die Denkweise von Medizinstudenten zu verstehen, darauf einzugehen und den spezifisch historisch-kritischen Ansatz fruchtbar zu machen. Wenn dies gelingt, so kann ein Reflexionsprozess angestoßen werden, der von den Studierenden als bereichernd und den Dozenten als befriedigend empfunden wird.

Von grosser Bedeutung ist ebenfalls die Weiterbildung. Hier bietet sich den medizinhistorischen Instituten mit den lokalen Universitätsspitalern die Möglichkeit, eine grosse Zahl von Ärztinnen und Ärzten und weiteres medizinisches Personal anzusprechen. Dieses Angebot wird zur Zeit nur punktuell genutzt; die Medizinhistoriker müssen sich bemühen, sich verstärkt in die Weiterbildung einbringen zu können. Mediziner und Forscher mit praktischer Erfahrung wissen um die Komplexität und Schwierigkeiten ihres Berufs und sind besonders empfänglich für die vertiefte Reflexion.

Den Austausch mit Klinikern erlebe ich selbst immer als ausserordentlich anregend.

Medical Humanities

Im Schweizer Lernzielkatalog (*Swiss Catalogue for Learning Objectives for Undergraduate Medical Training*, 2008) wird detailliert festgelegt, welche Inhalte im Medizinstudium zu vermitteln sind und über welche Kenntnisse und Fähigkeiten die Studierenden am Ende ihres Studiums verfügen müssen. Darin wird auch festgehalten, dass die zukünftigen Ärzte und Ärztinnen ein Verständnis für die historischen Bedingungen und Entwicklungen von Medizin und Gesellschaft haben sollten.²⁰ Daraus lässt sich aber nicht ableiten, in welcher Form und in welchem Umfang der Medizingeschichte im vollgedrängten Curriculum Platz eingeräumt werden soll. Daher wird das Fach in der Schweiz auch sehr unterschiedlich und zumeist in relativ bescheidenem Umfang unterrichtet, in geringerem Mass als etwa in Deutschland, wo das Querschnittsfach Geschichte, Theorie und Ethik an allen Universitäten pflichtmässig geprüft wird. In Zürich, Basel und Bern wird Medizingeschichte zur Zeit noch relativ isoliert von anderen Fächern in einzelnen Vorlesungen, kleineren Vorlesungsreihen, Seminarien und Wahlveranstaltungen angeboten. In Lausanne und Fribourg ist es integriert in das weiter gefasste Programm *Médecine, Individu, Communauté, Société* (MICS).

Medizingeschichte kann durchaus mehr oder weniger selbständig und punktuell unterrichtet werden, doch besteht hier die Gefahr, dass sie die nötige kritische Masse nicht erreicht, um als substanzieller Beitrag zur Medizinerausbildung zu wirken und wahrgenommen zu werden. Besser ist es, wenn sie gemeinsam mit anderen Fächern der sogenannten *Medical Humanities* (Soziologie, Anthropologie, Epidemiologie, Psychologie, Medizinethik etc.) eine Plattform der Reflexion bildet, die sich mit den unterschiedlichen, nicht biomedizinischen Aspekten der Medizin befasst und dazu beiträgt, kritisch denkende, verantwortungsbewusste Mediziner auszubilden.²¹ Wie jedes universitäre Fach bedarf die Medizin dieser kritischen Reflexion und muss sich mit den Grundlagen ihres Denkens und Funktionierens auseinandersetzen. Verzichtet sie darauf, so bildet sie medizinische Handwerker aus, aber nicht akademische Ärztinnen und Ärzte. ■

²⁰ Z.B. »demonstrates awareness of the scientific base and conceptual framework of modern medicine, its perception in society and its historical evolution over time« (G ME 19) oder »shows awareness that in the course of history the perception in society and by the patients of the role of the physician is changing« (G PR 3). Der Katalog ist einsehbar unter <http://scllo.smjfk.ch/scllo2008>.

²¹ Zur umstrittenen Definition des Bereichs der »medical humanities« vgl. zuletzt Howard Brody: *Defining the Medical Humanities: three conceptions and three narratives*, in: *Journal of Medical Humanities* 32 (2011), S. 1-7.

¹⁹ Toellner 1999 (wie Anm. 10); Labisch 2006 (wie Anm. 18).

Verbandskooperation im Hochschulwesen

Seit 2. März 2012 gibt es eine Kooperationsvereinbarung der wichtigsten Dozierendenverbände der drei Hochschultypen (UHS, FHS, PHS):

- **Konferenz Hochschuldozierende Schweiz**
- **Conférence des Enseignant-e-s des Hautes écoles suisses**
- **Conferenza dei docenti delle Scuole universitarie svizzere**

Eine erste Medienmitteilung erfolgte am 4. April:
Medienmitteilung – Communiqué de presse

Kooperationsvereinbarung unterzeichnet

Die Dozierenden der ETH und der Universitäten, der Pädagogischen Hochschulen und der Fachhochschulen wollen mit einer Stimme sprechen.

Das im November 2011 von den eidgenössischen Räten verabschiedete Hochschulkoordinations- und Förderungsgesetz (HFKG) garantiert dem Lehrkörper aller Hochschulen EINE Stimme im Schweizerischen Hochschulrat und eine gemeinsame Vertretung im Schweizerischen Akkreditierungsrat.

Die Dozierenden der drei definierten Hochschultypen sind nun aufgefordert, ihre Stimme zu hochschulpolitischen Fragen in entscheidenden Gremien, aber auch in der Öffentlichkeit abgestimmt und gemeinsam zu erheben. Deshalb haben der Verband der Fachhochschuldozierenden Schweiz **fh-ch**, die Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden **VSH-AEU** und die Schweizerische Gesellschaft für Lehrerinnen und Lehrerbildung **SGL** am 2. März 2011 eine Kooperationsvereinbarung unterzeichnet.

Die drei Verbände bestimmen ihre Vertreterinnen und Vertreter in der Hochschulkonferenz und dem Akkreditierungsrat gemeinsam. Sie werden gemeinsame Anliegen gemeinsam erarbeiten und gemeinsam Kandidaturen für allfällige weitere Vertretungen bei Behörden und parlamentarischen Gremien auf Bundesebene stellen.

Für weitere Informationen stehen wir gerne zu Verfügung:

Accord de coopération signé

Les professeurs des écoles polytechniques fédérales et des universités, des hautes écoles pédagogiques et des hautes écoles spécialisées désirent parler d'une même voix.

Adoptée par les chambres fédérales en novembre 2011, la Loi fédérale sur l'encouragement des hautes écoles et la coordination dans le domaine suisse des hautes écoles (LEHE) garantit au corps enseignant non seulement UNE voix à la Conférence suisse des hautes écoles mais aussi une représentation au Conseil suisse d'accréditation.

Les enseignant-e-s des trois types de hautes écoles sont appelé-e-s conjointement à faire entendre leur voix quant aux questions de politique de l'éducation dans les organes responsables mais également dans le public. C'est la raison pour laquelle la Fédération des Associations de Professeurs des Hautes écoles spécialisées suisses **fh-ch**, l'Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université **VSH-AEU** et la Société Suisse pour la formation des enseignant-e-s **SSFE** ont signé un accord de coopération le 2 mars 2012.

Les trois associations désignent conjointement leurs représentant-e-s à la Conférence des hautes écoles et au Conseil d'accréditation. Elles élaborent ensemble des prises de positions communes et présentent conjointement des candidatures à d'éventuelles autres représentations auprès des autorités ou des instances parlementaires au niveau fédéral.

Nous nous tenons à votre disposition pour tout renseignement complémentaire:



Denise Martin, Geschäftsstelle / Secrétariat
info@konferenz-hochschuldozierende.ch
 Tel. / Tél. 056 443 06 03

Jahresberichte der Hochschulen / Rapports annuels des Hautes Ecoles

Ein einmal pro Jahr erscheinender Überblick über einige wichtige Punkte aus dem Leben aller schweizerischen universitären Hochschulen wird von der Mehrzahl der Hochschulleitungen unterstützt. Die Berichte werden freiwillig abgegeben und sollen sich auf eine Druckseite pro Hochschule beschränken.

Für das Jahr 2011 liegen auf den folgenden Seiten Berichte der unten genannten neun Hochschulen vor. Wir danken den Verfassern für die gute Zusammenarbeit.

Universität Basel

Dr. Hans Amstutz, Generalsekretär

Hans.Amstutz@unibas.ch

Universität Bern

Dr. Christoph Pappa, Generalsekretär

christoph.pappa@gs.unibe.ch

ETH Zürich

Dr. Christoph Niedermann, Stab Rektor

christoph.niedermann@sl.ethz.ch

Université de Fribourg

Dr. Daniel Schönmann, Generalsekretär

daniel.schoenmann@unifr.ch

Université de Genève

Stéphane Berthet, Secrétaire général

Stephane.Berthet@unige.ch

Universität Luzern

Dr. Erich Aschwanden, Kommunikationsbeauftragter, Leiter Öffentlichkeitsarbeit

Erich.Aschwanden@unilu.ch

Universität St.Gallen HSG

Marius Hasenböhler, Medienverantwortlicher

marius.hasenboehler@unisg.ch

Università della Svizzera italiana

Albino Zraggen, Segretario generale

albino.zraggen@lu.unisi.ch

Universität Zürich UZH

Dr. Kurt Reimann, Generalsekretär

kurt.reimann@gs.uzh.ch

Die Redaktion freut sich über Leserkommentare – nicht nur zu diesen Berichten.

Universität Basel

Hans Amstutz

Nach dem ereignisreichen und publizitätsträchtigen Jubiläumsjahr 2010 kehrte die Universität Basel im vergangenen Jahr 2011 wieder zur Normalität zurück, versinnbildlicht etwa durch den Festakt am Dies Academicus vom 25. November, der wieder in der vertrauten Umgebung der Martinskirche stattfand – nachdem im Vorjahr die Feier an den Gründungsort der Universität, ins Basler Münster, verlegt worden war.

Zur Normalität gehört auch, dass es in den akademischen Gliederungseinheiten immer wieder zu personellen Umbrüchen kommt. Ein solcher Generationenwechsel ist beispielsweise derzeit an der Philosophisch-Historischen Fakultät im Fachbereich Geschichte im Gang, wo infolge von Emeritierungen derzeit Berufungsverfahren für die Besetzung von drei Professuren im Gange sind oder bevorstehen. Abgeschlossen wurde im Jahr 2011 ein Generationenwechsel bei der Französisistik, indem die Vakanzen sowohl in der Linguistik mit der Berufung von Prof. Dr. Lorenza Mondada und in der Literaturwissenschaft mit Prof. Dr. Hugues Marchal besetzt werden konnten. Auch im – allerdings viel grösseren – Departement Biozentrum an der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät steht eine personelle Erneuerung an, hat der Universitätsrat doch im Oktober 2011 auf der Grundlage eines Strukturplans gleichzeitig vier Professuren zur Neubesetzung freigegeben. Besonders erfreulich ist die Einrichtung einer neuen, zusätzlichen Professur im Bereich Privatrecht an der Juristischen Fakultät, weil damit nicht nur eine weitere Optimierung der Betreuungsverhältnisse erfolgt; mit der Fokussierung dieser Professur auf das Recht der Life Sciences wird ausserdem die inhaltliche Anbindung der Juristischen Fakultät an den universitären Life-Sciences-Schwerpunkt erheblich verbessert.

Auch im Rektorat gab es auf Beginn des Herbstsemesters 2011 einen Wechsel zu verzeichnen: Nach sechsjähriger, äusserst engagierter und wirkungsvoller Tätigkeit als Vizerektor Forschung & Nachwuchsförderung wurde Prof. Dr. Meier-Abt durch Prof. Dr. Edwin C. Constable abgelöst. Prof. Constable wurde 1993 als Ordinarius für Anorganische Chemie von Cambridge nach Basel berufen und war zuletzt meh-

rere Jahre Forschungsdekan der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. Er ist von der Regenz für eine vierjährige Amtszeit ins Rektorat gewählt worden.

Auf organisatorischer Ebene ist besonders erwähnenswert, dass im Jahr 2011 beim Wissens- und Technologietransfer der Wechsel zur Firma Unitectra abgeschlossen, und damit der Anschluss der Universität Basel an den bestehenden WTT-Verbund der Universitäten Bern und Zürich vollzogen wurde. Die ersten Erfahrungen sind äusserst positiv.

Für die Universität Basel von zentraler Bedeutung ist das auf zehn bis fünfzehn Jahre angelegte Raumentwicklungsprogramm mit dem *Campus Petersplatz* als Zentrum der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, der zentralen Verwaltung und dem Kollegienhaus sowie der *Campus Schällemätteli* als Zentrum der Life Sciences. Als neues drittes Standbein kommt nun seit dem Jahr 2011 der *Campus Rosental* hinzu. Auf dem Rosental sollen künftig die Umweltwissenschaften, die Zahnmedizin und eventuell weitere Disziplinen der Life Sciences konzentriert werden. Nichts ändern wird sich vorerst an der Unterbringung der Juristischen und der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät auf dem *Campus Bahnhof*.

Obwohl die Universität Ende 2011 erst die Hälfte der vierjährigen Leistungsperiode 2010-13 hinter sich gebracht hat, wurde im Frühjahr 2011 bereits wieder die Strategieentwicklung 2014 eingeleitet:

Unter Leitung des Rektors und aktiver Mitwirkung sowohl des Universitätsrates als auch aller Gruppierungen der Universität wurden zuerst für die Bereiche Forschung/Nachwuchsförderung, Lehre/Ausbildung sowie Organisation Entwicklungsstrategien erarbeitet und danach in einen ersten umfassenden Strategieentwurf zusammengefasst. Im Dezember 2011 eröffnete die Regenz dazu die dreimonatige gesamtuniversitäre Vernehmlassung. Die Strategie 2014 soll im Herbst 2012 abgeschlossen und zuhanden der beiden Trägerkantone zur politischen Beratung im Hinblick auf den Abschluss des Leistungsauftrags für die Periode 2014–17 verabschiedet werden. ■

Universität Bern

Christoph Pappa

Neue Universitätsleitung

Zu Beginn des akademischen Jahres nahm die neu besetzte Universitätsleitung ihre Arbeit auf. Sie besteht aus dem neuen Rektor Martin Täuber (Medizin) sowie einer Vizerektorin und drei Vizerektoren: Prof. Doris Wastl-Walter (Geographie) übernimmt das Ressort Qualität, Prof. Bruno Moretti (Romanistik) das Ressort Lehre, Prof. Christian Leumann (Chemie) das Ressort Forschung und Prof. Walter Perrig (Psychologie) das Ressort Entwicklung.

Neues Universitätsgesetz

Seit Februar 2011 gilt das revidierte Universitätsgesetz. Die darin enthaltenen Anpassungen sind zum Teil umgesetzt. Namentlich ist nun die Universitätsleitung für die Anstellung von Professorinnen und Professoren verantwortlich. Dies hat zur Folge, dass der Berufungs- und Anstellungsprozess wesentlich kürzer geworden ist. Die Umsetzung der Neuregelungen im Finanzbereich bedarf weitreichender Vorarbeiten und wird auf das Kalenderjahr 2013 erfolgen können. Sie besteht im Wesentlichen in der Einführung des Beitragssystems, was bedeutet, dass der Kanton der Universität einen jährlichen Beitrag zur Erfüllung des Leistungsauftrags zukommen lässt.

Umsetzung der Strategie 2012

Ende Oktober 2006 beschloss der Senat die Strategie 2012. Sie bezeichnete drei Schwerpunkte: die Stärkung des Grundauftrags in der Ausbildung der Studierenden und der Nachwuchsförderung, die internationale Profilierung in ausgewählten Forschungsgebieten und die verstärkte Verankerung der Universität in ihrem regionalen Umfeld. Im abgelaufenen akademischen Jahr hat sich erneut gezeigt, dass das Angebot an Studienprogrammen attraktiv ist. Steigende Studierendenzahlen, die Auswertung der Umfrage bei Absolventinnen und Absolventen der Universität Bern und Evaluationen in verschiedenen Bereichen bezeugen dies. Bereits angelaufen ist die Überarbeitung der Strategie. Die Arbeiten sollen Ende 2012 abgeschlossen werden.

Steigende Studierendenzahlen

Im Herbstsemester 2011 sind erstmals mehr als 15'000 Studierende an der Universität immatrikuliert, was im Verhältnis zum abgeschlossenen Jahr eine Erhöhung von 2,7% der Gesamtstudierendenzahl bedeutet. Der Anteil der ausländischen Studierenden beträgt 11,5%. Der höhere Anteil ausländischer Studierender auf der Masterstufe ist erwünscht und

eine Folge der Profilierung in der internationalen Forschung. Etwa zwei Drittel der Masterstudierenden besitzen einen Bachelorabschluss der Universität Bern, die übrigen wechseln von einer anderen Schweizer Universität oder aus dem Ausland hierher. In den einzelnen Studiengängen werden inhaltliche und organisatorische Anpassungen aufgrund sorgfältiger Analysen vorgenommen. Eine gesamtuniversitäre Arbeitsgruppe befasst sich zudem mit Nachbesserungen in Folge der Einführung der neuen Studienstrukturen (Bologna-Reform).

Regionale Verankerung

Der Schwerpunkt betreffend die regionale Verankerung hat in der Schaffung des «Center for Regional Economic Development» Niederschlag gefunden. Dieses Zentrum wird im Bereich der regionalen Ökonomie und Entwicklung sowie des Tourismus Kompetenzen aufbauen und auf diese Weise die Positionierung der Hauptstadtregion mit wissenschaftlichen Beiträgen unterstützen.

Neue Forschungszentren

Den bestehenden Profilierungsbereichen in ausgewählten Forschungsgebieten sind drei weitere Zentren beigefügt worden: In einem neurobiologischen Schwerpunkt, dem «Center for Cognition, Learning and Memory», werden Gedächtnis und Lernen durch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Medizin und der Psychologie erforscht. Sie untersuchen insbesondere Demenzprobleme und widmen sich damit einem für unsere alternde Bevölkerung wichtigen Thema. Die beiden anderen neuen Zentren festigen einerseits bestehende internationale Forschungskompetenzen im Bereich der Hochenergie- und Teilchenphysik («Albert Einstein Center for Fundamental Physics») und andererseits die Erforschung von Planeten und Bedingungen für die Entstehung von Leben im Kosmos («Center for Space and Habitability»). Es gelang ausserdem, zwei nationale Forschungsschwerpunkte (NFS), «TransCure», Erforschung von Membranproteinen, und «MUST» («Molecular Ultrafast Sciences and Technology»), Erforschung von Molekülen und ihren ultraschnellen Prozessen, nach Bern zu holen. Bezüglich der Einwerbung von Drittmitteln für die Forschung war die Universität im letzten Jahr sehr erfolgreich. Im letzten Jahrzehnt sind die eingeworbenen Drittmittel um 91 Prozent angestiegen und haben der Universität eine deutliche Profilierung ermöglicht. ■

ETH Zürich

Christoph Niedermann

Das Wachstum der Studierendenzahlen hält an

Die ETH wächst. Im Herbst haben 2'560 junge Männer und Frauen das Bachelorstudium an der ETH aufgenommen, das sind 4,6 Prozent mehr als im Vorjahr. Ca. 85 Prozent der Neueintretenden auf Bachelorstufe kommen von einer Schweizer Maturitätsschule. Wie schon in den letzten Jahren weisen die beiden Studiengänge Maschineningenieurwissenschaften und Architektur am meisten Neueintritte auf. Auf eine erfreulich grosse Nachfrage stiess der neue Studiengang Gesundheitswissenschaften und Technologie.

Auf der Masterstufe bewegen sich die Studierendenzahlen weiterhin auf einem hohen Niveau. Über 90 Prozent der eigenen Bachelorstudierenden treten ihr Masterstudium an der ETH an. Das sind rund 1'200 bis 1'300 Studierende pro Jahr. Entsprechend beschränkt sind die Kapazitäten für Zulassungen von Externen zur forschungsnahen und personalintensiven Lehre auf der Masterstufe. Wie schon im Vorjahr haben sich auch 2011 mehr als 2'600 Personen mit externer Bachelorvorbildung um eine Zulassung zum Masterstudium an der ETH beworben, 85 Prozent davon aus dem Ausland. Knapp 1'000 von ihnen sind nach Prüfung der Dossiers zum Studium zugelassen worden, rund 600 der Zugelassenen haben das Masterstudium an der ETH schliesslich auch angetreten. Eine starke Zunahme verzeichnet die ETH Zürich bei den Doktorierenden: Inzwischen sind 3'700 junge Forscherinnen und Forscher ins Doktorat eingeschrieben, was gegenüber dem Vorjahr einem Plus von mehr als 5 Prozent entspricht. Insgesamt hat sich die Zahl der Studierenden an der ETH im Herbstsemester 2011 auf mehr als 17'100 Personen erhöht, gegenüber 16'300 im letzten Jahr.

Kapazitätsgrenze ist erreicht

Die Studierendenzahlen entwickeln sich durchaus erfreulich, da der Bedarf der Wirtschaft an Naturwissenschaftlern und Ingenieurinnen noch lange nicht gedeckt ist. Doch sieht sich die ETH an ihren Kapazitätsgrenzen angelangt. In den letzten 10 Jahren haben die Mittel für die Lehre um insgesamt 10 Prozent zugenommen, gleichzeitig stiegen die Studierendenzahlen um über 50 Prozent. Die Schere, die sich zwischen den Mitteln des Bundes und der Zunahme der Studierenden auftut, ist alarmierend. Es besteht eine ernst zu nehmende Gefahr, dass die Finanzierung des Grundauftrags durch den Bund weiterhin stagniert und allfällige zusätzliche Mittel nur für ausgewählte, restriktiv definierte Grossprojekte gesprochen werden. Auch die Drittmittel, die unterdessen rund 20 Prozent des Gesamtbudgets ausmachen, helfen hier wenig weiter. Die teilweise Kompensation von Bundesmitteln durch Drittmittel greift vor allem bei der Forschung, aber kaum bei der Lehre.

Mit einer Vielzahl von Spar- und Optimierungsmassnahmen konnte die ETH das unterschiedliche Wachstum in den letzten Jahren auffangen. Für die Schulleitung ist jedoch klar, dass die Möglichkeiten nun ausgeschöpft sind. In einem Konzeptpapier zur Zukunft der Lehre zuhanden ihrer Oberbehörde, des ETH-Rats, machte sie im Herbst 2011 deutlich, dass bei einem weiteren Wachstum der Studierendenzahlen die hohe Qualität ihrer forschungsnahen Lehre nur mit einer substanziellen Erhöhung der finanziellen Mittel aufrechterhalten werden kann.

Qualitätssicherung
Unabhängig von diesen düsteren Aussichten hat die ETH Zürich ihr Qualitätssicherungssystem im Jahre 2011 grundsätzlich überprüft und weiter entwickelt. Die Kernprozesse wurden neu definiert und besser aufeinander abgestimmt. So werden die Ehemaligenbefragungen in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Statistik alle zwei Jahre durchgeführt. Dadurch können die Rückmeldungen der Absolventinnen und Absolventen besser in die Curriculumentwicklung einbezogen werden. Im Rahmen eines Pilotversuchs wurde zudem das wichtigste Instrument der Qualitätssicherung der Lehre, die Unterrichtsbefragung durch die Studierenden, neu ausgerichtet. Es kommt ein neuer Fragebogen zum Einsatz, der den Lehr- und Lernprozess als Einheit erfasst und insbesondere die Prüfungen mit einbezieht. Aufgrund der positiven Erfahrungen wird das neue Verfahren nun in fünf Departementen flächendeckend eingeführt. ■

Université de Fribourg

Daniel Schönmann

Die zweisprachige Universität Freiburg ist ein einzigartiger Treffpunkt der Kulturen mit einer ganz besonderen, menschlichen Atmosphäre. Rund 10'000 Studierende und über 230 Professorinnen und Professoren aus 100 Ländern lernen, lehren und forschen an den fünf Fakultäten. Die Universität Freiburg ist in Forschung und Lehre höchster Qualität verpflichtet, echte Interdisziplinarität ist ihre Stärke und ihr Anspruch ist international. Vor allem aber stellt sie den Menschen in den Mittelpunkt all ihrer Tätigkeiten.

L'Université de Fribourg, mélange unique de cultures différentes dans une atmosphère conviviale, accueille quelque 10'000 étudiant-e-s et plus de 230 professeur-e-s venu-e-s de près de 100 pays qui étudient, enseignent et font de la recherche dans ses cinq facultés. L'Université de Fribourg vise la plus haute qualité dans sa recherche et son enseignement, sa véritable interdisciplinarité est un point fort et sa perspective est internationale. Avant tout, elle met l'être humain au centre de toutes ses activités.

Le développement de la Faculté des sciences dans les domaines de la médecine et des sciences de la vie, ainsi que de la psychologie clinique et de la pédagogie curative et spécialisée en Faculté des lettres a fait de l'Université de Fribourg un centre de compétence dans la recherche en sciences de la cognition. En 2011, ce point fort a été structuré avec la fondation d'un Centre interfacultaire pour les sciences de la cognition. Le Centre regroupe actuellement neuf groupes de recherche, dont quatre de la Faculté des sciences et cinq de la Faculté des lettres: quatre groupes en psychologie et en médecine, ainsi qu'un en pédagogie curative. Le travail de ce réseau de chercheurs se concentre sur quatre champs de recherche principaux: perception et action; attention et mémoire; langage et bilinguisme; apprentissage et développement. Il a pour but d'acquérir une meilleure compréhension des processus cognitifs.

La nouvelle voie d'études Master en sciences du sport, initiée en 2010 en collaboration avec la Haute Ecole fédérale de sport de Macolin, a été complétée en 2011 par une nouvelle option «Santé et recherche». Cette option ouvre d'intéressantes perspectives dans la recherche et dans les professions de promotion de la santé.

L'Institut Adolphe Merkle de recherche en nanomatériaux au sein de la faculté des sciences a été consolidé par la pourvue en job sharing du poste de professeur ordinaire en bionanomatériaux par deux chercheuses, les Prof. Alke Fink et Prof. Barbara Rothen-Rutishauser. Le directeur de l'Institut, Prof. Christoph Weder, et son groupe de recherche ont obtenu un prestigieux «Advanced Grant» du European Research Council ERC pour la poursuite de leurs recherches en matériaux intelligents.

L'année 2011 a été l'année internationale de la chimie et, à cette occasion, le département de chimie de l'Université a organisé une série de manifestations destinées au public général qui a suscité un grand intérêt, en particulier la «fête de la chimie» et une production de théâtre liée au thème de la recherche scientifique en chimie.

L'expertise scientifique et la réputation internationale des chercheurs de l'Université ont donné lieu à la remise de prix prestigieux, dont notamment la nomination d'Astrid Epiney, professeure en droit, en tant que «Chevalier de la Légion d'honneur» de la République française, l'octroi du James Lindner Award à Rolf Ingold, professeur en informatique, la nomination de Philippe Deschamps, professeur en mathématiques économiques, en tant que «Fellow» par le Journal of Econometrics, ainsi que la nomination des Professeurs Siegfried Weichlein, histoire contemporaine, et Simone Zurbuchen, philosophie, comme membres de l'Académie européenne des sciences et des arts. ■

Université de Genève

Stéphane Berthet

Politique universitaire

En juillet 2011, le recteur Jean-Dominique Vassalli a débuté son deuxième mandat (2011-2015) accompagné des vice-rectrices Margareta Baddeley et Guillemette Bolens, des vice-recteurs Yves Flückiger et Jean-Luc Veuthey, ainsi que du secrétaire général Stéphane Berthet. Du côté des facultés, deux nouveaux doyens ont été nommés: le professeur Henri Bounameaux, pour la Faculté de médecine, et le professeur Nicolas Zufferey, pour la Faculté des lettres. La rentrée académique 2011, a, quant à elle, été marquée par une progression de 7.4% des effectifs étudiants (15'283 étudiants inscrits).

Le Statut de l'Université, contenant les dispositions essentielles à son organisation et à son fonctionnement, a par ailleurs été approuvé le 27 juillet par le Conseil d'Etat. Les modifications du règlement sur le personnel de l'Université, induites par l'entrée en vigueur du Statut, ont également été approuvées par le Conseil d'Etat. La Convention d'objectifs 2008-2011 a fait l'objet d'une évaluation externe qui a été transmise au Département de l'instruction publique. Celle-ci a notamment souligné positivement les aspirations de l'Université en matière d'interdisciplinarité, tout en attirant l'attention sur les défis d'ordre structurel et culturel qui y sont associés. D'autre part, l'Université a réactualisé son Plan stratégique afin de redéfinir ses objectifs à l'horizon 2020.

Sur le plan des relations extérieures, l'Université a intensifié ses liens privilégiés avec les organisations internationales et non gouvernementales installées à Genève, encourageant et facilitant ainsi l'accès de son expertise scientifique à la Genève internationale. Elle a également participé, en collaboration avec la Haute école spécialisée de Suisse occidentale de Genève, l'Office de promotion des industries et des technologies et l'Union industrielle genevoise, au lancement du «Geneva Creativity Center».

L'UNIGE a par ailleurs poursuivi avec succès sa politique d'ouverture vers la Cité avec des manifestations telles que les «Grandes conférences de l'UNIGE», le Dies Academicus, la commémoration des cent ans de la découverte de la supraconductivité ou l'inauguration du «Chimisque»...

Formation et recherche

En termes d'enseignement et de recherche, l'année 2011 a vu l'UNIGE grimper au 73e rang mondial dans le classement international de Shanghai, ce qui en fait l'une des quatre universités francophones les mieux placées au monde.

Cette réussite se traduit tant sur le terrain de l'enseignement que sur celui de la recherche par la présence de l'Université au sein de plusieurs réseaux universitaires nationaux et internationaux. L'UNIGE participe ainsi activement à plus d'une centaine de projets européens et elle collabore régulièrement avec des institutions telles que le CERN, le «European Molecular Biology Laboratory», le «European Southern Observatory», l'Agence spatiale européenne et la NASA.

La polyvalence qui caractérise l'Université s'appuie néanmoins sur les priorités suivantes: sciences de la vie, sciences physiques, neurosciences et sciences affectives, vulnérabilité et vieillissement, sciences environnementales, finance et société, sciences historiques, langage et communication. Elle se concrétise également par le développement de centres interfacultaires (informatique, histoire de la réformation, génétique et génomique, bioinformatique, bioéthique et sciences humaines en médecine, neurosciences, sciences affectives, gérontologie, sciences de l'environnement, finance, études européennes, formation des enseignants, Maison de l'Histoire).

Au titre des nombreuses réalisations de l'Université en 2011, on citera encore les créations suivantes: la nouvelle Division de la formation et des étudiants, qui portera une attention particulière sur le suivi de l'étudiant et des cursus universitaires ainsi que sur la qualité des enseignements ; la première Ecole d'avocature de Suisse, conçue en partenariat étroit avec l'Ordre des avocats de Genève ; le premier Institut Confucius de Suisse, un centre d'enseignement et de recherche sur la Chine contemporaine construit sur un partenariat avec la prestigieuse Université Renmin de Pékin ainsi que le Hanban ; la transformation de l'Ecole de traduction et d'interprétation en Faculté de traduction et d'interprétation à l'occasion de son 70e anniversaire.

Enfin, parmi les distinctions reçues par les chercheurs de l'UNIGE, on soulignera les prestigieuses distinctions françaises reçues par la professeure Christine Kaddous (chevalier de l'Ordre des Palmes académiques) et la maître d'enseignement et de recherche Corinne Charbonnel (chevalier de l'ordre national du mérite), l'attribution du Prix de la Fondation pour Genève au professeur Denis Duboule et celle du Prix 2011 de la Ville de Genève (section sciences) aux professeurs Michel Mayor, Didier Queloz et Stéphane Udry. Quant au professeur Robert Roth, il a été nommé par le Secrétaire général des Nations-Unies en tant que juge au Tribunal spécial pour le Liban. ■

Universität Luzern

Erich Aschwanden

Neues UNI/PHZ-Gebäude erfolgreich in Betrieb genommen

Das Jahr 2011 stand für die Universität Luzern ganz im Zeichen des Umzugs und der Inbetriebnahme des neuen Universitätsgebäudes. Die Verantwortlichen standen vor der Herausforderung, innerhalb eines Monats 15 über die ganze Stadt Luzern verstreute Standorte im neuen UNI/PHZ-Gebäude direkt neben dem Bahnhof und vis-à-vis des KKL zu verlegen. Dank minutiöser Planung kamen sämtliche 5'500 Möbelsstücke und 2'400 Kubikmeter Umzugsgut termingerecht im neuen Gebäude an. Kompliziert wurde der Umzug durch die Tatsache, dass gleichzeitig ein Teil der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz (PHZ) Luzern einzog.

Am 1. September 2011 wurde die neue Hochschule, die für 143,5 Mio. Franken aus einem ehemaligen Postbetriebsgebäude entstanden war, in Anwesenheit des damaligen Bildungsministers Bundesrat Didier Burkhalter feierlich eröffnet. Für den optischen Höhepunkt des Tages, oder vielmehr der Nacht, sorgte der bekannte Lichtkünstler Gerry Hofstetter. Er verwandelte die markante Fassade mit ständig wechselnden Bildern in ein Kunstobjekt der besonderen Art.

Am Wochenende vom 3. und 4. September konnte sich dann die Bevölkerung der Zentralschweiz im Rahmen eines Tags der offenen Tür einen Eindruck von der neuen Heimat der Uni verschaffen. Fast 30'000 Besucherinnen und Besucher nutzten diese Gelegenheit. Das gewaltige Interesse war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Universität Luzern und die PHZ Luzern ein abwechslungsreiches Programm aus Führungen, Kurzvorlesungen, Ausstellungen und Unterhaltungselementen organisiert hatten.

Das neue Gebäude, das Universität und PHZ und 23'000 Quadratmeter Hauptnutzfläche bietet, hat die Bewährungsprobe während des Herbstsemesters 2011 gut bestanden. Endlich profitieren Studierende und Mitarbeitende auch in Luzern von einer modernen Infrastruktur mit grosszügigen Hörsälen. Zum ersten Mal verfügt die Universität auch über eine eigene Mensa. Als entscheidender Vorteil erweist sich auch, dass sich nun die Teilbibliotheken der Fakultäten unter einem Dach befinden. Im universitären Teil der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (ZHB), der im ersten Obergeschoss untergebracht ist, können 670 Arbeitsplätze genutzt werden. Den Angehörigen der Universität und der Öffentlichkeit

stehen 200'000 Bände (später 300'000 Bände) in Freihandaufstellung zur Verfügung.

Institut für Jüdisch-Christliche Forschung feiert Jubiläum

Luzern war der erste Ort in der Schweiz, an dem Judaistik 1971 als universitäres Fach eingeführt wurde. Zehn Jahre später wurde hier das Institut für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF) von Prof. Dr. Clemens Thoma gegründet, das seit 2001 von Prof. Dr. Verena Lenzen geleitet wird. Aus Anlass dieses 30- und 40-jährigen Jubiläums führte das IJCF Ende Oktober ein hochkarätig besetztes Symposium durch. Namhafte Referenten wie Prof. Dr. em. Günter Stemberger, Prof. Dr. Dan Diner oder Prof. Dr. Moshe Zuckermann erläuterten die Entstehung der «Wissenschaft des Judentums» bzw. Judaistik nach dem Zweiten Weltkrieg und die Öffnung zu «Jüdischen Studien» und «Israel Studies». Es war vorgesehen, dass sich Kardinal Dr. Kurt Koch zur Geschichte des jüdisch-christlichen Dialogs äussert. Doch der kirchliche Würdenträger musste seinen Besuch in Luzern aus gesundheitlichen Gründen kurzfristig absagen.

Begabtenförderungsprogramm «primius» an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät

Die Rechtswissenschaftliche Fakultät der Universität Luzern konnte 2011 ihr 10-jähriges Bestehen feiern. Am 11. November fand der offizielle Festakt statt. Vor 300 geladenen Gästen hielt alt Ständerat und Europarat Dick Marty eine beeindruckende Rede. Zu Beginn des Herbstsemesters startete das Begabtenförderungsprogramm «primius». Mit diesem innovativen Programm bringt die Rechtswissenschaftliche Fakultät zum Ausdruck, dass ihr die Förderung besonders begabter und ambitionierter Studierender ein wichtiges Anliegen ist. Interessierte Studierende und Doktorierende qualifizieren sich in einem externen Assessmentverfahren für das Programm. «primius» bietet ein vielfältiges Angebot bestehend u.a. aus arbeitsmarktorientierten Workshops, Case Studies, Besuch von Unternehmen, Mitarbeit an den Forschungsprojekten der Fakultät, individuellem Coaching sowie verschiedenen Mittags- und Abendveranstaltungen. Im November besuchten die «primius»-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf, die ihnen einen Einblick in ihren beruflichen Alltag gab. ■

Universität St.Gallen (HSG)

Marius Hasenböhler

HSG stellt Weichen für die Zukunft

In einem Mediengespräch zum Start des Frühjahrssemesters gaben Universitätsratspräsident Stefan Kölliker sowie das seit dem 1. Februar 2011 tätige neue Rektorat mit Rektor Thomas Bieger und den Prorektoren Ulrike Landfester, Vito Roberto und Torsten Tomczak Einblick in Ziele und Herausforderungen der HSG. Um dem Qualitätsanspruch der HSG trotz steigender Studierendenzahlen (7'126 im HS 2011) gerecht zu werden, ist eine Verbesserung des Betreuungsverhältnisses von hoher Bedeutung. Aus diesem Grund beschloss der Universitätsrat, die Lehrkapazitäten bis 2012 um zehn zusätzliche Lehrstühle auszubauen.

Die HSG gehört heute zu den führenden Wirtschaftsuniversitäten Europas. In den kommenden Jahren möchte sie diese Position stärken sowie in Teilgebieten auch ausserhalb Europas eine Spitzenposition erreichen. Neben der Positionierung im internationalen Wettbewerb ist es ihr wichtig, verantwortlich handelnde, unternehmerische Persönlichkeiten auszubilden. Deshalb wurde erstmals ein Delegierter für Verantwortung und Nachhaltigkeit eingesetzt.

Auf Herbst 2011 wurden vier von fünf Bachelor-Programmen reformiert und der Bachelor in Betriebswirtschaftslehre auch in englischer Sprache angeboten. Seit Herbst 2011 werden auf der Master-Stufe mit dem neuen «Master in Organisation und Kultur» elf Programme angeboten. Weitere Master-Programme sind auf Herbst 2012 in Planung. Auf Herbst 2013 soll vom ersten Studienjahr an ein englischsprachiges Studium angeboten werden.

Vision 2020

Im Rahmen der Neubesetzung des Rektorats wurde auch eine Vision und ein Leitbild für die HSG für das Jahr 2020 entwickelt. Der Kernsatz daraus lautet: «Als eine der führenden Wirtschaftsuniversitäten Europas sind wir global anerkannt als Denkplatz für aktuelle Probleme von Wirtschaft und Gesellschaft sowie für die Förderung integrativ denkender, unternehmerisch und verantwortungsvoll handelnder Persönlichkeiten.»

Sanierte HSG eingeweiht

Am 16. September 2011 wurde die sanierte und erweiterte Universität mit Vertretern von Kanton, Stadt und Universität offiziell eingeweiht. Ein Sanierungsbedürftiges Hauptgebäude, neue Lehrbedürfnisse und die stark gestiegene Anzahl von Studierenden machten bauliche Massnahmen unumgänglich. In den vergangenen fünf Jahren wurde die Universität

etappenweise erneuert: Die rund 40-jährige Bausubstanz wurde gesamthaft saniert und die bestehenden Universitätsbauten baulich angepasst. Parkgarage, Mensa und Technikzentrale sowie eine Sporthalle in Nähe des Campus wurden neu gebaut. Die Gesamtkosten liegen bei knapp 92 Millionen Franken. Am 17. September lud die Universität zudem zum Tag der offenen Tür um der Bevölkerung für ihre Unterstützung der sanierten und erneuerten Bauten zu danken.

Mario Vargas Llosa zu Gast

Am 22. September 2011 sprach Mario Vargas Llosa, peruanischer Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger 2010, im vollbesetzten Audimax. In seinem Vortrag über «History and Literature: Proximity and Differences» erläuterte er seine Ansichten über die Beziehungen zwischen historischer Literatur und historischen Texten und über den Einfluss dieser Beziehungen auf unser Vergangenheitsverständnis. Vargas Llosa hielt seine Vorlesung auf Einladung des «Centro Latinoamericano-Suizo» und des Fachbereichs für Hispanische Kultur und Literatur der Universität St.Gallen. Mit seinem Roman «Die Stadt und die Hunde» gelang Vargas Llosa in den 1960er-Jahren der Durchbruch zur Berühmtheit. Im Verlauf der vergangenen 50 Jahre schuf er ein vielfältiges Œuvre über eine ganze Reihe literarischer Gattungen hinweg, einschliesslich Essays und Journalismus. In 2010 erhielt er den Nobelpreis für Literatur «für seine Kartographie der Machtstrukturen und scharfkantigen Bilder individuellen Widerstands, des Aufbruchs und der Niederlage».

FT-Ranking: HSG rückt auf Platz 12 vor

Die «Financial Times» hat die Universität St.Gallen in ihrem «European Business Schools»-Ranking 2011 als Nummer 12 eingestuft. Die HSG verbesserte sich damit gegenüber 2010 um vier Plätze. Die internationale Wirtschaftszeitung bewertet in diesem jährlichen Ranking, das Anfang Dezember in London veröffentlicht wurde, die 75 besten Wirtschaftsuniversitäten Europas. Die HSG ist in drei von vier Einzelrankings gerankt: im Master-in-Management-Ranking liegt sie mit dem Programm «Strategy and International Management» (SIM) auf Platz 1, in der Rangliste der Weiterbildungs-Programme an 15. Stelle und im Executive-MBA-Ranking auf Rang 31. Auf den ersten drei Plätzen des Ranking liegen die HEC Paris, gefolgt von der Insead (Paris/Singapur/Abu Dhabi) sowie der London Business School. ■

Università della Svizzera italiana

Albino Zraggen

Temi e fatti significativi dell'attività dell'USI nel 2011

La definizione della pianificazione strategica dell'USI per il periodo 2012–2016 (vedi la sua presentazione sintetica al Dies del 13 maggio 2011 <http://www.usi.ch/dies-uno-sguardo-sul-futuro-158651.pdf>;

- la presentazione al Consiglio di Stato del rapporto «Scenari per una strutturazione della formazione clinica in medicina in Ticino»;
- l'istituzione di un Bachelor in Lingua, letteratura e civiltà italiana entro la Facoltà di scienze della comunicazione;
- lo svolgimento del concorso di architettura per la realizzazione del Campus 2 (Campus USI/SUPSI a Lugano-Viganello) con l'aggiudicazione del mandato di progettazione al vincitore del concorso, arch. Arbnor Murati con il progetto *Essentia* (maggiori dettagli nel 2.paragrafo)
- l'avvio del ciclo delle lezioni inaugurali, apprezzata e ben radicata tradizione in altre università svizzere, che permette ai nuovi professori di presentarsi e di illustrare la propria disciplina al mondo accademico e al pubblico interessato;
- il conferimento del Premio Marcel Benoist 2011, il più importante riconoscimento scientifico svizzero, a Michele Parrinello, professore dell'Università della Svizzera italiana e del Politecnico federale di Zurigo, per i suoi lavori sulla modellizzazione informatica nel settore della dinamica molecolare. Il riconoscimento gli è stato consegnato dal consigliere federale Didier Burkhalter, presidente della Fondazione Marcel Benoist e capo del Dipartimento federale dell'interno, nel corso di una cerimonia ufficiale il 28 novembre all'USI.

Concorso di architettura per la progettazione del secondo Campus

Sarà pronto nel 2015/16 e ospiterà la Facoltà di scienze informatiche dell'USI, il Dipartimento di Tecnologie innovative della SUPSI, più altri istituti e servizi delle due istituzioni. Ad aggiudicarsi il concorso internazionale per il nuovo Campus è stato il progetto «ESSENTIA», elaborato dalla squadra dell'architetto Arbnor Murati, laureato nel 2009 all'Accademia di architettura dell'USI.

L'idea urbanistica è quella di un grande «vuoto recintato», di un ampio parco centrale incorniciato dalle due strutture principali, unite tra loro da elementi comuni più bassi e polifunzionali. «ESSENTIA» è stato scelto tra gli oltre 125 progetti inoltrati in forma anonima alla giuria, provenienti da tutta la Svizzera, l'Europa e gli Stati Uniti, in base a criteri urbanistici,

architettonici, costruttivi, energetici ed economici. Si è quindi prestato un occhio di riguardo all'inserimento del nuovo Campus nel contesto e nella città, così come alla funzionalità degli spazi ed alla sostenibilità dei materiali, sottolineando l'importanza di rispettare scrupolosamente un budget «leggero». Un ulteriore criterio di selezione è stata la capacità del progetto di integrare in un concetto unitario le diverse componenti che ne faranno parte (l'USI e la SUPSI), nel rispetto della loro autonomia funzionale e identitaria. Il nuovo campus sorgerà in una vasta area nella zona di Lugano/Viganello, oltre il fiume Cassarate, dove fino agli anni novanta si trovava lo stabilimento produttivo della Campari. Come si può capire dal modello (vedi fotografia), il progetto presenta l'idea urbanistica di un grande «vuoto recintato», di un ampio parco centrale incorniciato dalle due strutture principali, unite tra loro da elementi comuni più bassi e polifunzionali. Come si legge nella motivazione della scelta da parte della giuria, l'intervento progettuale riequilibra l'eterogeneità del contesto urbanistico svelando non solo all'istituzione, ma anche alla città, l'omaggio generoso di un verde pubblico e urbano. Propone una soluzione con un'appropriata e apprezzata economia di spazio e di costi che evidenzia lo sforzo compiuto dagli autori nel tentativo di comporre degli edifici emergenti, secondo una logica distributiva fluida e consona ai singoli contenuti. Apprezzata è anche l'ottimizzazione operata sui loro involucri, nel senso di una esplicita pragmaticità, protobruttalismo di stampo bottoniano, evocante gli anni «60 del secolo scorso». La giuria era presieduta dall'architetto Franco Poretto, subentrato all'architetto Giorgio Giudici e composta da Piero Martinoli, presidente dell'USI, Alfredo Gysi, presidente del Consiglio della Fondazione per le Facoltà di Lugano dell'USI, Franco Gervasoni direttore della SUPSI e dagli architetti Federica Colombo, Flora Ruchat Roncati, Alberto Caruso, Mitka Fontana della Sezione della logistica del Cantone e Quintus Miller professore all'Accademia di architettura di Mendrisio.

Oltre al vincitore la giuria ha premiato altri sei progetti dei seguenti studi d'architettura: il progetto «ZENOBIA» di Tocchetti e Pessina di Zurigo (secondo premio), il progetto «PASCAL» di Canevascini & Corecco di Lugano (terzo premio), il progetto «VAC(Q)UO» di Stefano Moor di Lugano (quarto premio), il progetto «AIÒN» di Francesca Torzo di Genova (quinto premio), il progetto «DUEPERUNO» di Meyer – Piattini – Mazzola di Lugano (sesto premio) e il progetto «TRIS» di Omar Trinca di Losanna (settimo premio). ■

Universität Zürich (UZH)

Kurt Reimann

Universitätsleitung, gewählt: Der Universitätsrat hat auf Antrag des Senats den Rektor, Prof. Dr. Andreas Fischer, für die Amtsperiode August 2012 bis Juli 2016 wiedergewählt. Der Prorektor Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Prof. Dr. Egon Franck, hat auf Ende Juli 2012 seinen Rücktritt erklärt. Das Verfahren zur Wiederbesetzung seines Amtes ist im Gang. Erstmals wurde dazu – gemäss dem neuen, seit Frühjahr 2010 geltenden Recht – durch den Universitätsrat eine Findungskommission eingesetzt. Aufgrund ihrer Arbeit hat der Universitätsrat zuhanden des Senats eine Nominationsliste erstellt. Aufgrund der Nomination durch den Senat hat der Universitätsrat Prof. Dr. Andrea Schenker-Wicki, Ordinaria für Betriebswirtschaft, als neue Prorektorin gewählt. Die beiden anderen Prorektoren, Prof. Dr. Otfried Jarren und Prof. Dr. Daniel Wyler, hat er für eine weitere Amtsperiode wiedergewählt.

Institute, neu organisiert: In den letzten Jahren hat sich ein Trend ergeben, kleinere Institute zu grösseren zusammenzulegen. Dies hat den Vorteil, dass die Ressourcen flexibler eingesetzt werden können und dass die Zusammenarbeit in Forschung und Lehre erleichtert wird. Betroffen waren Institute in den Bereichen Biologie, Volkswirtschaftslehre, Betriebswirtschaftslehre, Erziehungswissenschaft sowie in den Wissenschaften, die sich mit den Sprachen, Literaturen, Kulturen, Religionen und Gesellschaften Asiens und des Orients befassen.

Studierendenschaft, verselbständigt: Nach mehr als 30 Jahren wird die öffentlich-rechtliche Körperschaft der Studierenden wieder eingeführt. Der Kantonsrat stimmte einer entsprechenden Änderung des Universitätsgesetzes zu. Dadurch können sich die Studierenden der UZH besser organisieren und erhalten wieder gleich lange Spiesse wie ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen der anderen schweizerischen Universitäten.

Assistenzprofessuren, gefördert: Assistenzprofessuren sind ein Mittel, um erfolgversprechenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eine für maximal sechs Jahre gesicherte Plattform zur selbständigen Tätigkeit, zur Profilierung und zur Weiterentwicklung zu geben. Seit 2011 bietet die Universitätsleitung aus einem Sonderprogramm den Fakultäten finanzielle Anreize zur Schaffung zusätzlicher Assistenzprofessuren, wovon bereits in sieben Fällen Gebrauch gemacht wurde.

Doktoratsstufe, gestärkt: Wer Assistenzprofessor/in werden will, muss zunächst einmal doktorieren. Auch

auf dieser Stufe der wissenschaftlichen Tätigkeit hat die UZH einen Förderungsbedarf erkannt und trägt diesem mit dem Aufbau des «Graduate Campus» Rechnung. Dieser fördert den Austausch und die Vernetzung unter den Doktorierenden, bündelt die Angebote zur überfachlichen Kompetenzentwicklung und widmet sich auch der Qualitätsentwicklung. Massgeblich mitfinanziert wird das Projekt während fünf Jahren durch die Stiftung Mercator Schweiz.

Bibliothekskataloge, integriert: Für Forschung und Studium ist die Versorgung mit wissenschaftlicher Information zentral. Die drei grossen «Player» in Zürich, nämlich die Zentralbibliothek, die Hauptbibliothek UZH samt den mit ihr kooperierenden Institutsbibliotheken sowie die ETH-Bibliothek haben eine Vereinbarung abgeschlossen, um ihre bibliothekarischen Daten und Nachweissysteme in einer einzigen Datenbank zu integrieren.

Wissenschaft, gezeitigt: Unter dem Label «Scientifica 2011 – Was die Welt antreibt» präsentierten 250 Forschende der UZH und der ETH ihre Arbeit während drei Tagen einer breiten Öffentlichkeit. Angesichts des Erfolgs wird es weitere Scientificas geben.

Cardiocentro, assoziiert: Seit Jahren kooperiert die UZH im Rahmen von so genannten Assoziierungsverträgen mit selbständigen, wissenschaftlich tätigen Institutionen. Typischerweise handelt es sich dabei um von Stiftungen getragene Institute. Als zehntes Assoziiertes Institut stiess das Cardiocentro Ticino hinzu.

Leistungsträger, ins rechte Licht gerückt: Die vorstehende Zusammenstellung einiger Geschehnisse des vergangenen Jahres entspringt – entsprechend dem Standort des Verfassers – der Perspektive der «Konzernzentrale». Dies soll indessen den Blick auf die Tatsache nicht verstellen, dass die eigentliche Leistung der UZH tagtäglich von der Professorenschaft, dem Mittelbau und den Studierenden erbracht wird. Es wäre aber vermessen und willkürlich, an dieser Stelle einzelne, etwa durch Preise, ERC Grants oder andere Auszeichnungen hervorgehobene wissenschaftliche Leistungen aufzuführen. Stellvertretend soll ein einzelner – in diesem Fall etwas spezieller – **Erfolg für viele stehen:** Professorin Helen Keller wurde von der UZH für neun Jahre beurlaubt, weil sie in das ehrenvolle Amt einer Richterin am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gewählt wurde. Ihre universitären Aufgaben werden in dieser Zeit durch zwei neu geschaffene Assistenzprofessuren übernommen. ■

***Die Stimme
der Hochschuldozierenden***



***La voix
des enseignant-e-s d'université***

Herausgeber und Verlag/Editeur: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden
 Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université
 Associazione Svizzera dei Docenti Universitari
 Buchhalden 5, CH-8127 Forch
 Tel.: 044 980 09 49 oder/ou 044 633 33 99 (ETHZ)
 Fax: 044 633 11 05
 E-mail: vsh-sekretariat@ethz.ch
 Homepage: www.hsl.ethz.ch
 PC-Konto / ccp 80-47274-7

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet

Redaktion/Rédaction: Wolfgang Lienemann, Manuelstrasse 116, 3006 Bern
 E-Mail: wolfgang.lienemann@theol.unibe.ch

Layout: Grafikbüro ETH, Rämistrasse 101, HG E 39, 8092 Zürich, E-Mail: grafik@ethz.ch

Druck/Imprimerie: Reprozentrale ETH Zürich, 8092 Zürich

Anzeigen/Annonces: Generalsekretariat VSH-AEU, Buchhalden 5, 8127 Forch, E-Mail: vsh-sekretariat@ethz.ch

– Preise: Stellenanzeigen/Postes à pourvoir: CHF 250 (1/2 Seite/page), CHF 500 (1 Seite/page),
 andere Annoncen/autres annonces: CHF 500/1000

**Mitgliederbetreuung, Adressen/
 Service membres, adresses:** Generalsekretariat

Das Bulletin erscheint drei- bis viermal im Jahr und wird gratis an die Mitglieder versandt. Abonnements (CHF 65 pro Jahr inkl. Versand Schweiz) können beim Verlag bestellt werden.

Le Bulletin apparaît trois à quatre fois par an et est distribué gratuitement aux membres. Des abonnements sont disponibles auprès de l'éditeur (CHF 65 par an, frais de port compris en Suisse).

Vorstand/Comité directeur am 1. April / au 1^{er} avril 2012

Präsident/Président: Prof. Dr. sc. nat. Christian Bochet, Université de Fribourg, Département de Chimie,
 Chemin du musée 9, 1700 Fribourg, Tel.: 026 300 8758, E-Mail: christian.bochet@unifr.ch

Vorstandsmitglieder/Membres du comité: Prof. Dr. iur. Robert Danon, Université de Neuchâtel, Faculté de droit, Avenue du 1er Mars 26,
 2000 Neuchâtel, Tél.: 032 718 1247, E-Mail: robert.danon@unine.ch

Prof. (em.) Dr. phil. Hans Eppenberger, Wiesenweg 5, 5436 Würenlos,
 Tel.: 056 424 3256, E-Mail: hans.eppenberger@cell.biol.ethz.ch

Prof. Dr. ès Sc. Robert Gurny, Université de Genève, Pharmacie galénique,
 Quai Ernest-Ansermet 30, 1211 Genève 4, Tél.: 022 379 61 46, E-Mail: robert.gurny@unige.ch

Prof. Dr. (Ph.D.) Stephan Morgenthaler, Ecole Polytechnique de Lausanne (EPFL),
 Fac. Sciences de base (SB), Inst. de mathématiques (IMA), MAB 1473 (Bâtiment MA),
 Station 8, 1015 Lausanne, Tél.: 021 6934232, E-mail: stephan.morgenthaler@epfl.ch

Prof. Dr. Nikolaus Beck, Università della Svizzera italiana, Institute of Management,
 Via G Buffi 13, 6900 Lugano, Tel.: 058 666 44 68, E-Mail: nikolaus.beck@usi.ch

Prof. Dr. iur. utr. Brigitte Tag, Universität Zürich, Rechtswissenschaftliches Institut,
 Freiestrasse 15, 8032 Zürich, Tel.: 044 634 39 39, E-Mail: Lst.tag@rwi.uzh.ch

*Herausgegeben mit Unterstützung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW)
 Publié avec le soutien de l'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH)*





Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

Professor of Multicellular Systems Bioengineering

The Department of Biosystems Science and Engineering (www.bsse.ethz.ch) at ETH Zurich invites applications for the above-mentioned professorship. The Department is located in Basel, in the heart of the BioValley area, providing excellent opportunities for collaboration within this strong life science research community at the academic, clinical and industrial levels. Its main research focus is the understanding and engineering of biological systems for medical or chemical purposes, which generates numerous opportunities for interaction. Collaborations with the SystemsX.ch community (www.systemsx.ch), the Swiss initiative in Systems Biology, are encouraged. The educational goal of the Department is to teach at the undergraduate and graduate level by integrating expertise and knowledge from biologists, chemists, physicists, engineers, computer scientists and mathematicians along with industrial collaborators.

The Department is looking for an outstanding candidate experimentally working on the biology and control of multicellular systems. He or she should have a strong background in molecular cell biology, genetics, tissue development and regeneration and be interested in molecular bioengineering, preferably with cells in a context of complex cell biological systems. The ideal candidate should have demonstrated success in obtaining support for independent research projects and a strong publication record reflecting innovative, interdisciplinary and collaborative approaches to identify and solve important problems of multicellular systems. The new professor will be expected to teach undergraduate level courses (German or English) and graduate level courses (English).

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch. Your application should include your curriculum vitae, a list of publications, and statements on future teaching and research activities. The letter of application should be addressed **to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler. The closing date for applications is 30 June 2012.** ETH Zurich is an equal opportunity and affirmative action employer. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply. ETH Zurich is further responsive to the needs of dual career couples and qualifies as a family friendly employer.



Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

Professor of Human-Environment Systems

The Department of Environmental Systems Science at ETH Zurich (www.usys.ethz.ch) invites applications for an Associate/Full Professorship in Human-Environment Systems. The Department's strategic themes include ecosystem services, resource scarcity, climate change, food security, health and environment.

The candidate should have proven expertise in analysing human-environment interactions on the global, regional and/or local scale, including human decision making. A strong quantitative focus is required, e.g. through the application of integrated modelling combining Natural and Social Sciences. A transdisciplinary approach to research (i.e. involving science-stakeholder discourse) is a plus. Candidates with outstanding scientific track records in related fields will be considered, but preference will be given to candidates with a background in Social Sciences or a multi-disciplinary background. The candidate is expected to establish a recognised research group and to integrate into research activities in related fields at ETH Zurich and within the Department. The Professorship forms part of the inter-departmental Institute for Environmental Decisions and is co-responsible for the focus Human-Environment Systems within the Master and Bachelor programme in Environmental Sciences. The new Professor will be expected to teach undergraduate level courses (German or English) and graduate level courses (English).

Please apply online at www.facultyaffairs.ethz.ch. Your application should include your curriculum vitae and a list of refereed publications. The letter of application should be addressed **to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Ralph Eichler. The closing date for applications is 15 May 2012.** ETH Zurich is an equal opportunity and affirmative action employer. In order to increase the number of women in leading academic positions, we specifically encourage women to apply. ETH Zurich is further responsive to the needs of dual career couples and qualifies as a family friendly employer.

***Die Stimme
der Hochschuldozierenden***



***La voix
des enseignant-e-s d'université***